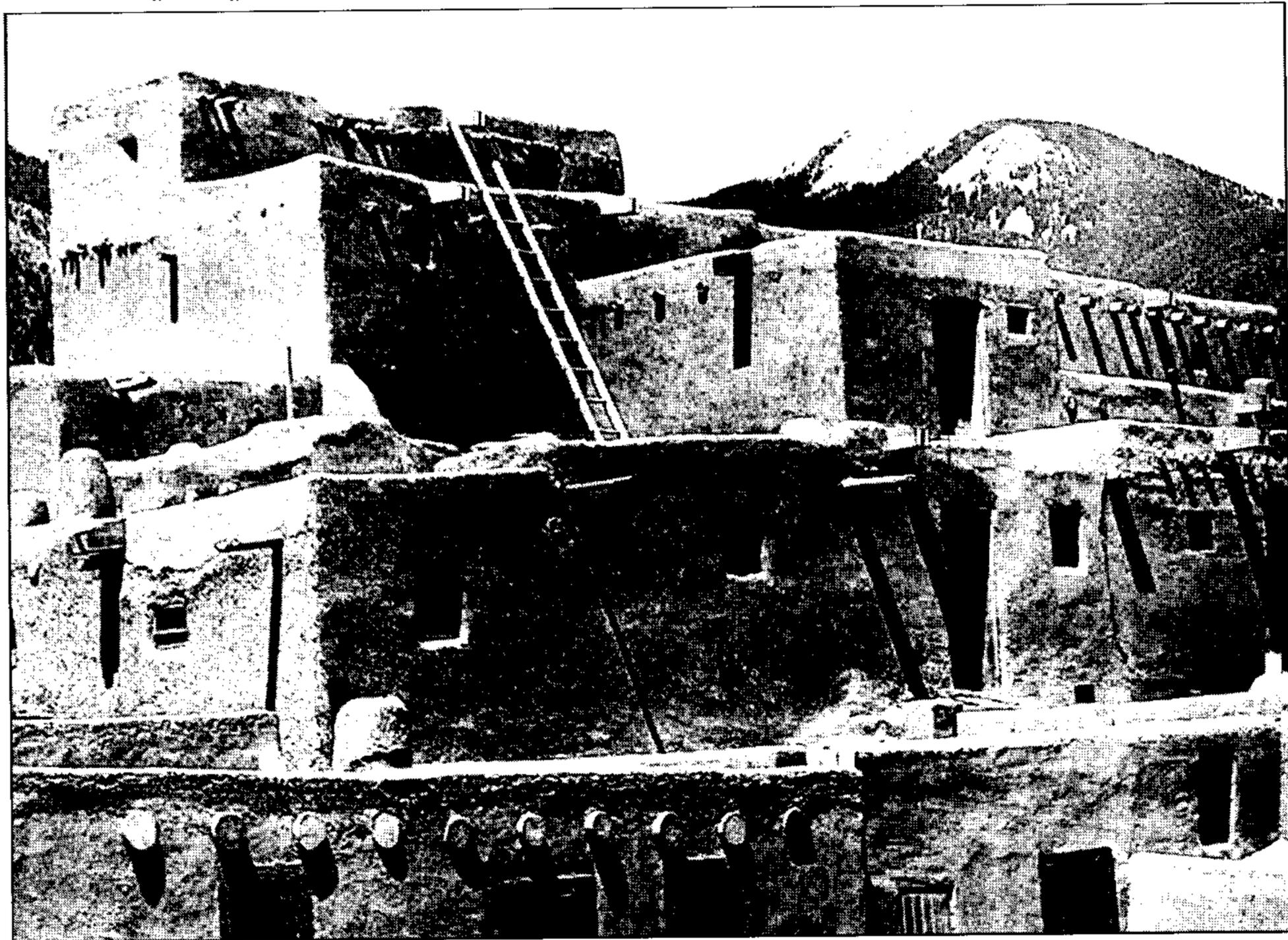


MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT



Inhalt

Gudrun Keindorf	In eigener Sache	1
	Und es geht weiter – Helmut Schmiedt im Interview	2
Jürgen Seul	Die Zeugin Marie Luise Fritsch	4
Herbert Wieser	Zum Foto des Hotels Trefler	14
Ralf Harder	Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays II	16
Rudi Schweikert	Sich einen Namen wählen (1): Forster und Sternau	23
Hartmut Walravens	Noch einmal Karl May und China	29
Dieter Plep	<i>Immer fällt mir, wenn ich an den Indianer denke, der Türke ein</i>	32
Steffen König	Karl May und die Oper – zwei Bemerkungen	34
Hermann Wohlgschaft	Wahrheit und Märchen	37
Manfred Raub	Pueblos und Pueblo-Indianer bei Karl May: Vorbemerkung – 1. Das Pueblo am Rio Pecos	38
Steffen Mucke	Eine Lanze für Friedrich Gerstäcker!	44
Rudolf K. Unbescheid	Malta 1995. Die Türkin und Karl May	49
Gregor Seferens	Auch eine Art Wilder Westen (II)	52
Ivo Prokop	Winnetou in Prag	60
Herbert Wieser	Neues um Karl May	64
	Unser Spendendank	68

Unser Titelbild

›Hlauuma‹ – Nordhaus – des Pueblos in Taos.
(zum Beitrag von Manfred Raub auf S. 38ff. dieses Heftes)

In eigener Sache

Nach der Auslieferung der März-Mitteilungen erreichte uns allerlei Lob, insbesondere für unsere Sonderbeilage, den ›Staffelstab‹. Hierfür sind wir Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, natürlich herzlich dankbar. Dann aber kam überfallartig die Erkenntnis dessen, was jedem Redakteur der Welt geheime Alpträume verursacht: Da fehlte etwas! Der ›Satz-Fehler-Teufel‹ hatte erbarmungslos zugeschlagen und keiner hatte es gemerkt! Statt der doch sehr unsicheren ›Verschweigen-Vielleicht-merkt-es-keiner‹-Taktik zu folgen, haben wir uns entschlossen, den Lapsus zu bekennen und den Fehler wieder auszubügeln. Voller Zerknirschung finden Sie als ersten Artikel dieser ›Mitteilungen‹ also das verlorengegangene Interview mit unserem stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Dr. Helmut Schmiedt. Entschuldigung hierfür.

Zum Glück gibt es aber auch durchaus positive Neuigkeiten. Zum einen wollen wir es uns nicht nehmen lassen, Dr. Ulrich Freiherr von Thüna recht herzlich zum 65. Geburtstag zu gratulieren.

Zum zweiten ist es uns gelungen, Sigrid Seltmann als weitere Mitarbeiterin der ›Mitteilungen‹ (Kürzel: **sis**) zu gewinnen.

Und drittens hat Ihrer aller ungebremste Spendenbereitschaft es ermöglicht, die Redaktion der ›Mitteilungen‹ technisch aufzurüsten. Dies ergibt bei unveränderten Adressen und Telefonnummern nunmehr auch die Möglichkeit, uns per Fax zu erreichen oder zu ›mailen‹, wie sich neudeutsch die Variante einer schriftlichen Nachricht via Internet nennt:

<p>Dr. Gudrun Keindorf Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden</p> <p>Tel.: 0551/83421 Fax: 0551/8209537 e-mail: G.Keindorf@t-online.de</p>	<p>Joachim Biermann Storchenweg 10, 49808 Lingen</p> <p>Tel.: 0591/66082 Fax: 0591/9661440 e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de</p>
---	---

Aber keine Angst: Die verbesserte Technik bedeutet nicht, daß nur schreiben darf, wer mithalten kann, sondern nur, daß die Redaktionsarbeit noch ein bißchen schneller und noch ein bißchen professioneller ablaufen kann.

In diesem Sinne grüßt herzlich

Ihre gk



Und es geht weiter – Helmut Schmiedt im Interview

Telefoninterview vom 26.10.1999

gk: Prof. Schmiedt, Sie haben den Kongreß in Hohenstein-Ernstthal mit organisiert. Das war natürlich viel Arbeit. Erste Frage also: Sind Sie zufrieden, wie alles gelaufen ist?

hs: Organisatorisch hat, glaube ich, alles gut geklappt, und insofern kann man ganz zufrieden sein.

gk: Haben Sie in den Vorträgen das gefunden, was Sie sich erhofft haben?

hs: Also im großen und ganzen: Ja. Es ist sicher nicht alles ideal gewesen. Ich möchte da jetzt keine Einzelkritik üben. Ideal ist natürlich nie alles, und ich denke, wir hatten eine relativ weite Palette von Themen und die Redner haben entsprechend argumentiert und insofern war das eine spannende Veranstaltung.

gk: Wenn wir uns die Mitgliederversammlung noch einmal in Erinnerung rufen, so ging diese ja erstaunlich glatt über die Bühne. Es gibt ja vor jeder Mitgliederversammlung, bei der Wahlen anstehen, immer Befürchtungen, die im Raum stehen, z. B. jemand könne geheime Wahlen beantragen oder sonstige Unannehmlichkeiten machen. Der ›Staffelstab‹ wurde – um den Titel dieses Heftes aufzugreifen – gewissermaßen problemlos weitergereicht. Ich nehme an, die Arbeit des stellvertretenden Vorsitzenden geht ebenso problemlos weiter?

hs: Davon gehe ich aus.

gk: Im November gibt es ein erstes Treffen des Vorstandes, in dem die Aufgaben verteilt werden. Haben Sie sich im stillen Kämmerlein vielleicht bereits Gedanken gemacht, ob Sie eventuell etwas delegieren möchten, oder ob Sie irgendetwas unbedingt noch gerne übernehmen möchten?

hs: Nein, und ich denke auch, da wird nichts grundlegend anders geregelt als bisher. Ich habe neulich noch mit Herrn Wolff telefoniert, und er sagt, er finde ja nun die KMG so, wie sie funktioniert, hervorragend und gut gelungen. Er sei nun nicht Vorsitzender geworden, um alles mögliche anders zu machen. Ich könnte mir vorstellen, daß es in kleinen Bereichen organisatorische Änderungen gibt, so etwa in dem Sinne, wenn alle Vorstandsmitglieder e-mail-Anschluß haben, dann könnte man Post mehr über e-mail organisieren, wenn man das will. Große Verschiebungen oder Neuorientierungen, ein im Kern ganz anderes Arbeiten, wird es nicht geben. Und ich habe auch noch nicht gehört, daß sich jemand das vorstellt.

gk: Haben Sie irgendwelche wissenschaftlich/inhaltlichen Wünsche, irgendein Thema, das Sie jetzt endlich in den Mittelpunkt rücken können?

hs: Wir sind bei unseren inhaltlichen Arbeiten immer davon abhängig, was unsere Mitglieder, unsere Redner und unsere Autoren anbieten. Und ich glaube auch nicht, daß es so funktionieren kann, daß der Vorstand sagt: jetzt müßt Ihr mal da oder dort forschen. Das würde nicht klappen. Ich denke also, es kommt weiterhin darauf an, was die Mitglieder anbieten, was vor allem die Aktiven, die schreibenden und redenden Mitglieder anbieten, und danach wird sich die Forschungsentwicklung richten. Ob also nun der Umstand, daß der Vorsitzende ein neuer ist, der vielleicht

May ein bißchen anders liest, als Herr Roxin ihn gelesen hat, ob das irgendwie ausstrahlt in der einen oder anderen Richtung, das weiß ich nicht. Es kann natürlich sein, daß sich dadurch jemand zu besonderen Unternehmungen angeregt fühlt, aber ich denke, generell ist so ein Wechsel im Vorstand auch nicht dazu da, nun inhaltlich unbedingt ganz neue Akzente zu setzen.

gk: Das ist natürlich etwas, das ich völlig einsehe. Aber manchmal hat man ja geheime Wünsche in der Schublade, mit denen man bisher nicht durchgekommen ist. Es hätte ja sein können, daß Sie da nun vorpreschen wollen.

hs: Nein, das ist nicht so. Es ist bei uns bisher sehr liberal zugegangen. Und wenn man Anregungen hatte, auch in organisatorischer Hinsicht, dann sind die besprochen worden, und wenn man Gedanken hatte in Hinblick auf die Forschung, dann hat man entsprechend arbeiten und auch publizieren können. Ich weiß aus meiner langjährigen Vertrautheit mit der Arbeit in der KMG und gerade auch mit unseren Publikationen, daß nur die allerwenigsten Dinge irgendwie abgelehnt worden sind, was eine Veröffentlichung angeht. Das hatte dann mit qualitativen Aspekten zu tun, aber irgendwelche Forschungsrichtungen zu unterdrücken, das hat es bisher nicht gegeben, so weit ich das sehe.

gk: Kommen Sie denn noch dazu Karl May zu lesen?

hs: Ich würde das manchmal gern mehr machen. Ich schreibe ja, wie Sie wissen, in jedem Jahr diese Literaturberichte und sitze jetzt auch gerade wieder an dem neuen. Und da türmt sich ein großer Stapel von Büchern und Aufsätzen über Karl May auf und die muß ich mir natürlich zu Gemüte führen, um dann hinterher wenigstens ein bißchen darüber berichten zu können. Und manchmal – und das wiederholt sich nun seit langem Jahr für Jahr – denke ich, daß es doch schön wäre, wenn ich noch ein bißchen mehr von Karl May als über Karl May lesen würde. Aber: Ein bißchen was von Karl May, dazu komme ich weiterhin. Und das muß ja auch so sein, sonst macht die ganze Sache keinen Sinn.

Nirgendwo anders außerhalb der USA finden Westernromane so reißenden Absatz wie in good old Germany. [...] Woran liegt es, daß diese Bewegung in Deutschland einen so fruchtbaren Nährboden gefunden hat? Etwa an der Pflichtlektüre Karl May, mit dem selbst im Zeitalter von Video und Computerspielen fast jeder deutsche Jugendliche irgendwann unterm Weihnachtsbaum konfrontiert wird? Vielleicht, aber Karl May als einziger Erklärungsansatz erscheint doch etwas zu simpel. Das Interesse für den amerikanischen Westen setzte in Deutschland ein, lange bevor der Fabulierkünstler aus Radebeul seine Feder zu Papier brachte, um seine Phantasiereisen als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî zu beschreiben.

(Jan Bogner in ›Western Hobby heute‹ (1990), S. 7, 15)

Jürgen Seul

Die Zeugin Marie Luise Fritsch

Ein notwendiger juristischer Nachtrag zu einer Falldokumentation und ihrer Kritik

I.

Als Band 3 der ›Juristischen Schriftenreihe der Karl-May-Gesellschaft‹ erschien im September 1999 unter der Herausgeber- und Autorenschaft des Verfassers dieser Zeilen die Falldokumentation ›Rudolf Lebius ./ Karl May: Die Lu-Fritsch-Affäre.‹ Sie behandelte die juristischen Bemühungen des Rudolf Lebius (1868–1946) aufgrund des Inhaltes zweier Artikel in der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ vom 26. August¹ und 2. September 1910², deren Verfasserin Marie Luise („Lu“) Fritsch (1890–1959) gewesen war.

In einem ersten Privatklageverfahren wegen Beleidigung vor dem Königlichen Amtsgericht Stettin hatte Lebius neben dem Herausgeber, dem verantwortlichen Redakteur und dem Drucker der Zeitung auch Karl May verklagt.³ In der Privatklageschrift vom 16. September 1910 wurde der Schriftsteller beschuldigt, er sei der eigentliche „Verfasser der Artikel oder er hat dieselben zum mindesten veranlasst und das erforderliche Material hergegeben.“⁴

In Ermangelung einer schlüssigen Darlegung von Mays Beschuldigteneigenschaft wurde das Strafverfahren gegen ihn erst gar nicht eröffnet; aus den Gesamtumständen in Verbindung mit den einschlägigen preßrechtlichen Bestimmungen ergab sich wiederum die alleinige Verantwortlichkeit des Redakteurs Wilhelm Durschnabel. Da gegen die Verfasserin der Artikel keine Privatklage erhoben worden war, eröffnete das Königliche Amtsgericht Stettin deshalb das Strafverfahren lediglich noch gegen besagten Wilhelm Durschnabel. Dieser wurde schließlich am 14.12.1910 zu drei Mark Geldstrafe verurteilt; zudem hatte er den Tenor des Urteils auf seine Kosten in der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ zu veröffentlichen. Lebius legte gegen das Urteil Berufung ein. In der Falldokumentation heißt es hierüber: „Vom Berufungsverfahren, seinem Verlauf und Ausgang liegen keine Unterlagen vor.“⁵

1 Marie Luise Fritsch: Die Wahrheit über die Prozesse des Schriftstellers Karl May gegen den Gewerkschaftssekretär Redakteur Rudolf Lebius. In: Stettiner Gerichtszeitung, 1. Jg., Nr. 5 vom 26.08.1910.

2 Marie Luise Fritsch: Die Wahrheit über die Prozesse des Schriftstellers Karl May gegen den Gewerkschaftssekretär Redakteur Rudolf Lebius. In: Stettiner Gerichtszeitung, 1. Jg., Nr. 6 vom 02.09.1910.

3 Königliches Amtsgericht Stettin, Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./ Friedrich Durschnabel, Wilhelm Durschnabel, H. Peters und Karl May, Az.: 16 B. 420/10.

4 Rudolf Lebius: Privatklageschrift vom 16.09.1910 an das Königliche Amtsgericht Stettin, Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./ Friedrich Durschnabel, Wilhelm Durschnabel, H. Peters und Karl May, Az.: 16 B. 420/10. In: Jürgen Seul: Rudolf Lebius ./ Karl May. Juristische Schriftenreihe der Karl-May-Gesellschaft. Bd. 3. Bad Neuenahr-Ahrweiler 1999, S. 16–17 (16) und 86–89 (86).

5 Ebd., S. 24.

Tatsächlich besitzt die Karl-May-Gesellschaft, die diese Falldokumentation in Auftrag gegeben hat, keine derartigen Unterlagen über das erwähnte Berufungsverfahren. Nun wußte Hans-Dieter Steinmetz in seinem letzten M-KMG-Beitrag vom Dezember 1999⁶ das informelle Vakuum für das Berufungsverfahren Lebius ./.. Durschnabel zu füllen: Die 5. Strafkammer des Stettiner Landgerichts als Berufungsinstanz verurteilte seinerzeit Wilhelm Durschnabel zu 300 Mark Geldstrafe bzw. einen Monat Gefängnis. Wie der Autor zutreffend erinnert, hatte sich diese Information bereits in seiner mit Dieter Sudhoff erstellten Dokumentation ›Leben im Schatten des Lichts. Marie Hannes und Karl May‹ befunden.⁷ Der Verfasser der Falldokumentation räumt ungerne, aber aufrichtig ein, die Information schlicht übersehen zu haben.

Mit dem Stettiner Berufungsurteil war die eigentliche Lu-Fritsch-Affäre jedoch noch lange nicht beendet gewesen. Vielmehr hatte sich Lebius wegen der Lu-Fritsch-Artikel durch Schriftsatz vom 25. Oktober 1910 mit einer zweiten Privatklage gegen Karl May erneut an ein Gericht gewendet, dieses Mal an das Königliche Amtsgericht Kötzschenbroda.⁸ Die Beschuldigung gegen Karl May stützte sich darauf, daß dieser beleidigende unwahre Angaben über Lebius an Lu Fritsch weitergegeben habe, die von ihr für die Artikel in der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ Verwendung gefunden hätten.⁹

In zwei Vernehmungen durch das Königliche Amtsgericht Berlin-Mitte vom 29. November 1910 (unbeeidigt) bzw. am 6. Januar 1911 (beeidigt) wurde Lu Fritsch als Zeugin darüber vernommen, welche Rolle Karl May bei Entstehung der beiden Artikel gespielt hatte. Der Kern der Untersuchung rankte um die Frage, ob Karl May gegenüber der jungen Frau (ehrenrührige) Mitteilungen über seinen Intimfeind Rudolf Lebius gemacht hatte, die von ihr für ihre Artikel verwendet worden wären. Im Hinblick auf den Wahrheitsgehalt der Lu-Fritsch-Aussagen wurde in der Falldokumentation folgendes Fazit gezogen:

„Aus allem, was im Vorangegangenen untersucht, erörtert und vermutet worden ist, läßt sich nur die Schlußfolgerung ziehen, daß Lu Fritsch von May entgegen ihrer Zeugenaussagen Informationen erhalten hat, die sie zumindest für den ersten inkriminierten Artikel gegen Lebius verwandte.“¹⁰

Das bedeutete, daß Lu Fritsch im Falle der Vernehmung vom 6. Januar 1911 mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Falschaussage beeidet hatte. In dem bereits er-

6 Hans-Dieter Steinmetz: Unbekannter Ausgang der ›Lu-Fritsch-Affäre‹?. Ein notwendiger Beitrag zu Band 3 der Juristischen Schriftenreihe. In: M-KMG 122/1999, S. 66–67 (66).

7 Hans-Dieter Steinmetz/Dieter Sudhoff: Leben im Schatten des Lichts. Marie Hannes und Karl May. Bamberg, Radebeul 1997, S. 329, Anm. 606.

8 Königliches Amtsgericht Kötzschenbroda, Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./.. Karl May, Az.: P 97/10.

9 Rudolf Lebius: Privatklageschrift vom 25.10.1910 an das Königliche Amtsgericht Kötzschenbroda, Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./.. Karl May, Blatt 1 und 2, Az.: 97/10. In: Seul, wie Anm. 4, S. 25–26 und 80–82.

10 Seul, wie Anm. 4, S. 59.

wähnten Beitrag von Hans-Dieter Steinmetz werden nun unter Bezugnahme auf seine Hannes-Dokumentation mehrere Äußerungen und briefliche Mitteilungen von Lu Fritsch aufgelistet, die – im einheitlichen Kontext betrachtet – dem genannten Fazit der Falldokumentation zu widersprechen scheinen. Hierbei ragt vor allem eine Beteuerung von Lu Fritsch gegenüber Klara May heraus: „Tante, ich habe mich nie in meinem Leben so ängstlich bemüht, die Wahrheit zu sagen, d. h. mein Gedächtnis anzustrengen, wie neulich [6.1.1911] vor meinem Eide.“¹¹

Hatte also Lu Fritsch dem überlieferten eigenen Bekunden zufolge doch die Wahrheit ausgesagt?

Es erscheint notwendig, den zweifelhaften Glaubwürdigkeitsgehalt der im Beitrag von Hans-Dieter Steinmetz aufgeführten Lu-Fritsch-Erinnerungen an die damaligen Vorgänge, vor allem aber ihrer Zeugenaussagen noch einmal zu verdeutlichen. Wohlgemerkt: Es ging in der Falldokumentation nicht darum, einer der sympathischsten Frauen in Mays Freundeskreis mit aller ›kriminologischer Gewalt‹ die Begehung einer Straftat ›anzuhängen‹; die Falluntersuchung offenbarte vielmehr gravierende Verdachtsmomente dafür, daß Lu Fritsch in ihren gerichtlichen Vernehmungen mit großer Wahrscheinlichkeit nicht die Wahrheit ausgesagt hatte. Diese Verdachtsmomente lassen sich auch nicht dadurch entkräften, daß die Zeugin den Inhalt ihrer Aussagen außerhalb des Gerichtssaales später nochmals wiederholte, bzw. bestätigte. Sie wäre beileibe nicht der erste Zeuge gewesen, der dies getan hätte.

II.

Der Zeuge ist – so heißt es in der Kriminologie allgemein – das praktisch wichtigste, jedoch zugleich auch das schlechteste Beweismittel. Oftmals lassen sich Zeugenaussagen für die staatsanwaltschaftliche Ermittlungsarbeit oder auch im späteren gerichtlichen Beweisverfahren nur eingeschränkt oder überhaupt nicht zur objektiven Feststellung des Tatbestandes verwerten. Über die Gründe, vor allem auch bezogen auf den ›Fall Lu Fritsch‹, soll an späterer Stelle noch berichtet werden. Zunächst soll dargelegt werden, daß sich wesentliche Symptome dafür finden lassen, daß die Zeugin Lu Fritsch vor Gericht unwahrheitsgemäß ausgesagt hat. Dabei ist voranzuschicken, daß es in der Praxis der forensischen Aussagepsychologie in der Zeit zwischen 1950 und 1990 zur Erstellung von mindestens 50.000 psychologischen Gutachten über die Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen für Gerichte in der Bundesrepublik Deutschland gekommen ist.¹² Als eines von vielen empirisch belegbaren Ergebnissen hat sich dabei ein Komplex defizienter Merkmale von Falschaussagen feststellen lassen. Es ergab sich, daß vor allem das Fehlen eines Komplexes, eines Gefüges bestimmter Glaubwürdigkeitsmerkmale charakteristisch für eine unglaubwürdige Aussage ist. Je mehr Mangelerscheinungen der Detaillierung, der Präzisierung, der Homogenität, der Objektivität und je mehr bestimmte Konstanzmängel gleichzeitig festzustellen sind, umso sicherer ist eine Aussage un-

11 Lu Fritsch, zit. nach Steinmetz, wie Anm. 6, S. 67.

12 Friedrich Arntzen: Psychologie der Zeugenaussage. System der Glaubwürdigkeitsmerkmale. Unter Mitwirkung von Else Michaelis-Arntzen. München³1993, S. 1.

glaubwürdig.¹³ Unter Beachtung dieser Merkmale sollen die beiden Aussagen, die Lu Fritsch am 29. November 1910 bzw. am 6. Januar 1911 vor dem Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte¹⁴ machte, nochmals gewürdigt werden:

– Erstes Unglaubwürdigkeitssymptom: Mangelaussagen in der Detaillierung, d. h. die Aussage ist pauschal gehalten und bleibt vage und verschwommen. Es fehlen Details, insbesondere fehlt eine Detaillierung, die bis in geringfügige Einzelheiten geht.

Lu Fritsch erklärte in ihrer ersten Vernehmung vom 29. November 1910 zur Herkunft der Informationen ihres Artikels vom 26. August 1910: „Alle Daten, die in diesem, von mir verfaßten Artikel betreff Lebius vorkommen, stammen nicht aus Mitteilungen, die mir May gemacht hätte.“

Woher aber stammten sie dann? Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Die Daten [...] kommen sämtlich aus anderen Drucksachen her, die mir zugänglich waren.“

Welche aber waren das? Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Es ist namentlich die bekannte Broschüre gegen Lebius, deren nähere Bezeichnung mir jetzt entfallen ist. Diese Broschüre enthält die betreffenden Daten, welche ich in meinem Artikel verwendete.“

In der zweiten Vernehmung konnte die Zeugin dann einen Titel nennen. Beeidete Aussage Lu Fritschs vom 6. Januar 1911: „Es ist dies diejenige Broschüre, die den Titel trägt: ›An die Königliche Staatsanwaltschaft Charlottenburg‹ [sic!] nur den Inhalt der Straftaten c/a Lebius weitergibt.“

Die Zeugin, obwohl Autorin des 1. Artikels, konnte die Herkunft ihrer Informationen mit dem Hinweis auf „andere Drucksachen“ nur pauschal und vage angeben. Sie sprach zudem zunächst im Plural, später nur noch von einer „bekannten Broschüre gegen Lebius“. Sie war in ihrer ersten Vernehmung nicht in der Lage, nähere Details anzugeben (z. B.: richtiger Titel, Verfassername), und als sie in der zweiten beeideten Aussage schließlich doch einen Titel nannte, war dieser objektiv falsch, denn eine „bekannte Drucksache“ dieses Titels existiert nachweislich nicht! Damit lag bereits ein Unglaubwürdigkeitssymptom vor.

– Zweites Unglaubwürdigkeitssymptom: Die Präzisierung ist sehr beschränkt. Ergänzungen gelingen nur in geringem Umfang, sie erfolgen meist erst nach längerer Überlegungsfrist.

Hier kann an das bereits Festgestellte angeschlossen werden: Die Zeugin konnte erst in der 2. Vernehmung, also erst nach einer langen Überlegungsfrist, dem Gericht wenigstens einen – zudem noch objektiv nicht existenten – Titel einer Drucksache nennen. Obwohl sie schon in der ersten Vernehmung keine konkreten Aus-

13 Ebd., S. 111.

14 Königliches Amtsgericht Berlin-Mitte. Rechtshilfe für das Königliche Amtsgericht Kötzschenbroda. Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./ Karl May wegen Beleidigung. Az.: P. 97/10. Blatt 34: Unbeeidete Zeugenaussage von Marie Luise Fritsch vom 29.11.1910 und Blatt 32–33: Beeidete Zeugenaussage von Marie Luise Fritsch vom 07.01.1911.

künfte abgeben konnte, vermochte sie dies – nachweisbar – auch in der zweiten Vernehmung nicht zu tun. Sogar über die Herkunft der vermeintlichen Drucksache, d. h. von wem sie sie erhalten hat, konnte sie letztlich nur eine eingeschränkte Auskunft geben. Immerhin räumte Lu Fritsch eine Verbindung zum Hause May ein. Beeidete Aussage Lu Fritschs vom 6. Januar 1911: „Diese Broschüre ist mir allerdings zugegangen durch Vermittlung der jetzigen Frau Mai. Doch weiß ich nicht, ob der Ehemann Mai davon weiß, daß seine Frau mich durch die Zusendung der Broschüre orientiert hat.“

Daß Klara May später den Empfang der entsprechenden Ausgabe der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ vom 26. August 1910 zunächst verweigert haben soll – wie Hans-Dieter Steinmetz berichtet¹⁵ – kann im übrigen kaum als Indiz der Nichtbeteiligung Mays am Entstehen der Artikel gewertet werden. Immerhin hatte zumindest Klara May – sogar der Einlassung der Zeugin zufolge – ihr jene ominöse Broschüre vermittelt. Es verbleibt festzustellen, daß Lu Fritsch zu wirklich präzisen und zutreffenden Angaben über die Herkunft ihrer Informationen zum ersten Artikel in beiden Vernehmungen nicht fähig oder bereit gewesen war. Damit kann ein zweites Unglaubwürdigkeitssymptom konstatiert werden.

– Drittes Unglaubwürdigkeitssymptom: Eine Inkonstanz in der Aussage. Treten etwa Widersprüche auch zu früheren Aussagen zutage, ist die Aussage unzuverlässig. Die Inkonstanz ist besonders gravierend, wenn eine Aussage graduell, nach und nach, modifiziert wird.

In der ersten Vernehmung finden sich Anzeichen inkonstanter Aussagepassagen, die nach und nach graduell modifiziert wurden. So sprach die Zeugin zu Beginn ihrer ersten Aussage im Plural von „andere[n] Drucksachen“, danach änderte sie kurz darauf in die Behauptung, auf eine Drucksache „namentlich die bekannte Broschüre gegen Lebius“ zurückgegriffen zu haben, um sich erst in ihrer zweiten Vernehmung an den genauen – objektiv aber nicht existierenden – Titel zu erinnern.

– Viertes Unglaubwürdigkeitssymptom: Keine Homogenität in der Aussage. Häufig weist eine Aussage sachliche und psychologische Unstimmigkeiten auf. Selten werden dabei u. a. Gespräche bezeugt, die zwischen Parteien oder Dritten zu erwarten gewesen wären.

Zur Prüfung des Symptoms sei hier vorab der biographische Zusammenhang zwischen May, Lebius und Fritsch dargestellt: Rudolf Lebius war am 12. April 1910 vom Schöffengericht in Charlottenburg von der Anklage der Beleidigung freigesprochen worden, obwohl er Karl May einen „geborenen Verbrecher“ genannt hatte.¹⁶ Es handelte sich hierbei um eine Prozeßniederlage, die sich in eine Kette zahlloser prozessualer Auseinandersetzungen zwischen dem Schriftsteller und dem Redakteur einreichte und die vor allem im Frühjahr und Sommer 1910 für Aufsehen im deutschsprachigen Zeitungswald gesorgt hatte. Mays psychischer und physischer Zustand infolge des Charlottenburger Ereignisses wie auch der weiteren Pro-

¹⁵ Steinmetz, wie Anm. 6, S. 67.

¹⁶ Königliches Amtsgericht Berlin-Charlottenburg. Privatklageverfahren Karl May ././ Rudolf Lebius. Az.: 35. B. 295/09.

zesse mit Lebius oder seinen Antagonisten hatte erheblich gelitten. In autobiographischen wie auch prozessualen Schriften wurden die Auseinandersetzungen literarisch und psychologisch be- und verarbeitet. Auch Lu Fritsch, die einen freundschaftlichen Kontakt zu dem angegriffenen Schriftsteller hatte, waren die öffentlichen Auseinandersetzungen natürlich nicht verborgen geblieben. Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Ich bemerke dazu, daß ich zu den literarischen Verehrern von May gehöre und daß ich selbst durch die jüngsten Vorgänge noch nicht von der moralischen Minderwertigkeit des p. May überzeugt bin.“

Ohne weiteres gab die Zeugin auch engere persönliche Kontakte zu May offen zu. Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Ich habe [...] mit ihm [May] auch nach den Skandalprozessen noch immer verkehrt und ihn sogar in seiner Villa in Radebeul besucht.“

Zwangsläufig stellt sich die Frage, ob es angesichts des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden und angesichts der damals bedrückenden Situation in Mays Leben, nicht auch zu Diskussionen über Lebius, und damit auch zu Mitteilungen über diesen gekommen war? Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Unser Verkehr blieb aber stets in den Grenzen der geselligen Freundschaft und beschränkte sich auf Gespräche über litterarische und andere Tagesfragen.“

War demnach über Mays Auseinandersetzungen mit Lebius überhaupt nicht gesprochen worden? Zu diesem Thema gab die Zeugin eine ausweichende Antwort. Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Ich entsinne mich niemals, daß bei solchen Gelegenheiten May sich in Schimpfungen gegen Lebius erging.“

Die Antwort ergibt den Umkehrschluß, daß sich beide also doch nicht nur über „litterarische und andere Tagesfragen“, sondern auch über Lebius (der aber gerade im Frühjahr und Sommer 1910 im Hause May vermutlich ›die Tagesfrage‹ überhaupt darstellte!) unterhalten hatten. Lediglich „Schimpfungen gegen Lebius“ waren also unterblieben. Natürlich bleibt die mögliche informelle Tiefe derartiger Gespräche, der mögliche Umfang von Mitteilungen Mays über Lebius offen. An dieser Stelle sei jedoch vergleichend auf ein typisches Verhalten Mays hingewiesen, daß auch für die Begutachtung des vorliegenden Falles nicht uninteressant ist: So ist bekannt, daß Karl May z. B. im März 1909 der Redaktion der ›Deutschen Metall-Arbeiter-Zeitung‹ für ihre eigenen Auseinandersetzungen mit Rudolf Lebius umfangreiches Aktenmaterial übermittelt hatte.¹⁷ Freimütig berichtete das Blatt darüber: „Von dem bekannten Jugendschriftsteller Herrn Karl May in Dresden und dessen Anwalt, Herrn Rechtsanwalt Bahn in Berlin, wurden uns die Akten der verschiedenen Prozesse zur Verfügung gestellt.“¹⁸

Noch im selben Jahr hatte May den damaligen Redakteur der ›Hilfe‹ und späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss (1884–1963) aufgesucht und umfangreiche Hil-

17 Karl May hatte bereits im März 1905 die sogenannten ›Bettelbriefe‹ des Lebius inklusive der anonymen Postkarte von 1904 der Redaktion der ›Dresdner Rundschau‹ zur Verfügung gestellt, die das Material schließlich für einen Artikel über Rudolf Lebius unter dem Titel ›Ein ganzer Kerl‹ verwendet hatte – siehe ›Dresdner Rundschau‹, 14. Jg., Nr. 11 vom 18.03.1905, S. 3–4.

18 Deutsche Metall-Arbeiter-Zeitung vom 13.03.1909.

fe angeboten: „Er [May] teilte mir mit, daß Herr Lebius ein Halunke sei und daß er mir für die Fortsetzung meines Prozesses die Ehescheidungsakten seiner Frau mit diesem Herrn zur Verfügung stelle.“¹⁹

Demnach hatte May in beiden Fällen unaufgefordert Prozeßgegnern von Lebius fundiertes Material angeboten. Derselbe Karl May sollte nun gegenüber Lu Fritsch mit keinen relevanten Informationen gegen Lebius aufgewartet haben?

Die psychologische Unstimmigkeit war eklatant! Daß dies auch der vernehmende Richter am Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte, von Podewils²⁰, so empfunden hat, ist aktenkundig: „Daß ihre [Lu Fritschs] Unterhaltung mit May sich nur auf ethische und litterarische Tagesfragen beschränkt haben sollte, erscheint wenig glaubhaft [...]“²¹

– Fünftes Unglaubwürdigkeitssymptom: Fehlende Objektivität. Die fehlende Objektivität kommt beim falschaussagenden Zeugen besonders darin zum Ausdruck, daß er seine Akzente der Ent- oder Belastung einheitlich setzt – d. h. in Strafverfahren z. B. bei Entlastung eines Beschuldigten einheitlich fast alles abstreitet, was über dessen Handeln vorgebracht wird, auch Einzelheiten, die ihn gar nicht belasten würden.

Die fehlende Objektivität der Zeugin drückte sich schon in einer ausdrücklichen Erklärung aus. Unbeeidete Aussage Lu Fritschs vom 29. November 1910: „Ich bekenne ganz offen, daß ich diesen Artikel geschrieben habe, als Partei gegen Lebius.“ Eine Person, die vor dem Richterstuhl offen bekennt, als Partei gegen jemanden auszusagen, kann wohl ohne weitere Ausführungen als Paradebeispiel eines nicht objektiven Zeugen betrachtet werden. Lu Fritschs „Voreingenommenheit für May“, ihre „übergroße Parteinahme“²², veranlaßte den vernehmenden Richter sogar dazu, die Vereidigung der Zeugin abzulehnen, da er die damit für sie verbundene strafrechtliche Gefahr erkannt hatte. Auch dies ist aktenkundig – man möge die Falldokumentation nachlesen!

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Aussagen der Zeugin Marie Luise Fritsch unglaubwürdig waren, da sie jene wesentlichen von der kriminologischen Forschung festgestellten Unglaubwürdigkeitssymptome aufwies. Dies betrifft in erster Linie ihre Angaben über die Informationsquelle für ihren ersten Artikel in der ›Stettiner Gerichtszeitung‹ vom 26. August 1910. Ob sich diese Feststellung auch auf den zweiten Artikel vom 2. September 1910 ohne weiteres übertragen läßt, kann dahingestellt bleiben, denn zur tatbestandlichen Erfüllung eines Meineides genügte insoweit bereits eine beeidete Falschaussage im Hinblick auf den ersten

19 Theodor Heuss: Erinnerungen 1905–1933. Tübingen 1965, S. 154.

20 In der Falldokumentation wurde der Name des Amtrichters irrtümlich mit von Pudewitz angegeben.

21 von Podewils in: Königliches Amtsgericht Berlin-Mitte, Beschluß vom 12.12.1910. Rechtshilfe für das Königliche Amtsgericht Kötzschenbroda, Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./ Karl May, Az.: P. 97/10. Blatt 20/2 und 21. In: Seul, wie Anm. 4, S. 41 und 115–117 (117)

22 Ebd., S. 41 und 115–117 (115 und 117).

Artikel. Im übrigen wurde in der Falldokumentation – wie dies der Beitrag von Hans-Dieter Steinmetz suggeriert – in keiner Weise bezweifelt, daß Lu Fritsch viele Informationen (vor allem für den 2. Artikel) auch eigenständig, vor allem durch ihren Aufenthalt in jener Berliner Pension, ermittelt hatte. Es war aber auch strafrechtlich unerheblich, ob die junge Frau – neben Karl May – weitere Informationsquellen benutzt hatte bzw. selber recherchierte. Entscheidend ist, daß sie – und hierfür existieren nun einmal jene gravierenden kriminologischen Anhaltspunkte – über Karl Mays ›informelle Rolle‹ bei Entstehung des ersten Artikels mit hoher Wahrscheinlichkeit die Unwahrheit ausgesagt hatte!

III.

Obwohl der vernehmende Amtsrichter von Podewils den entscheidenden Lu-Fritsch-Aussagen keinen Glauben schenkte, erklärte er, daß die „Zeugin im Übrigen einen sehr guten Eindruck macht, so daß allerdings nicht anzunehmen ist, daß sie wissentlich Unwahrheiten sagt.“²³

Was aber könnten die Gründe für die unwahren Aussagen gewesen sein?

Menschliche Bekundungen über zurückliegende Wahrnehmungen sind mit einer großen Anzahl von Fehlern behaftet. Dies liegt daran, daß zum einen die Zuverlässigkeit menschlicher Wahrnehmungen beeinträchtigt sein kann und daß auf der anderen Seite Fehler im Bereich der Wiedergabe auftreten.²⁴ Im Bereich der Wahrnehmung können beeinträchtigt sein:

- die Wahrnehmungsmöglichkeit,
- die Wahrnehmungsfähigkeit und
- die Wahrnehmungsbereitschaft.

War Lu Fritsch also möglicherweise im Bereich ihrer Wahrnehmungen beeinträchtigt gewesen?

Nun machen Zeugen häufig Bekundungen über Wahrnehmungen, die sie überhaupt nicht gemacht haben können, weil entweder die Sinnesfähigkeiten nicht vorhanden sind, die Zeit nicht gegeben war oder die grundsätzliche Gelegenheit zur Wahrnehmung eines tatbestandlichen Vorganges nicht bestanden hat. Umgekehrt werden Sachverhalte nicht wahrgenommen, obwohl sie sich nachweislich vor den Augen (und Ohren) des Zeugen deutlich abgespielt haben.

Daß Lu Fritsch aufgrund ihrer tatsächlichen Möglichkeiten grundsätzlich in der Lage gewesen war, etwaige Mitteilungen Karl Mays über Lebius zur Kenntnis zu nehmen, steht angesichts des engen persönlichen Kontaktes außer Zweifel. Ebenso hat man von ihrer Fähigkeit auszugehen, Mitteilungen über andere Personen in mündlicher oder schriftlicher Form tatsächlich und intellektuell aufnehmen und verarbeiten zu können. Grundsätzlich ist die Wahrnehmungsfähigkeit eines Zeugen größer, wenn dabei seine Wahrnehmungen seinem Interesse entsprochen haben; sie

23 Ebd.

24 Vgl. Günter Solbach: Anklageschrift, Einstellungsverfügung, Dezernat und Plädoyer. Unter Mitwirkung von Oberstaatsanwalt Dr. Herbert Klein. Düsseldorf⁹1993, S. 228–230. – Die nachfolgenden kriminologischen Ausführungen sind diesem Buch entnommen.

ist dagegen geringer, wenn es sich um Vorgänge handelt, für die der Zeuge keinerlei Interesse aufgebracht hat oder die diesem zuwiderlaufen. In Folge der Auseinandersetzungen zwischen May und Lebius, vor allem nach dem Charlottenburger Urteil, hatte Lu Fritsch ein hohes Interesse an allen Informationen, die Rudolf Lebius betrafen. Wie sonst wären Unternehmungen, wie jene ›Spionageaktion‹ in der Berliner Pension zu erklären gewesen? Entsprechend wird man daher auch ihre Wahrnehmungsbereitschaft einzuordnen haben. Es kann demnach davon ausgegangen werden, daß es keine Wahrnehmungsbeeinträchtigungen waren, die als Ursache der vermuteten Falschaussagen in Betracht kommen. Im Bereich der Wiedergabe kann man Fehlerquellen unterscheiden bei:

- der Wiedergabemöglichkeit
- der Wiedergabefähigkeit
- der Wiedergabebereitschaft.

Die Wiedergabemöglichkeit ist eingeschränkt, wenn der Zeuge allgemein zur Reproduktion von Wahrnehmungen nur schlecht bzw. gar nicht in der Lage ist oder wenn er infolge von Verletzungen bzw. Bewußtlosigkeit für bestimmte Wahrnehmungen nicht empfänglich ist.

Aufgrund ihrer bereits angesprochenen intellektuellen Fähigkeiten und, weil physische Hinderungsgründe ausscheiden, wird man davon ausgehen können, daß Lu Fritsch ohne weiteres in der Lage gewesen ist, wahrgenommene Mitteilungen über Lebius wiedergeben zu können.

Nach dem vorliegenden Sachstand scheint vielmehr das Ineinandergreifen einer eingeschränkten Wiedergabefähigkeit und reduzierten Wiedergabebereitschaft des Wahrgenommenen die Erklärung für die vermutlich unwahren Zeugenaussagen zu liefern.

So ist die Wiedergabefähigkeit insbesondere dann eingeschränkt, wenn der Zeuge vergessene oder verdrängte Wahrnehmungen unbewußt durch andere ersetzt. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß sich bereits in den ersten Stunden nach der Wahrnehmung eines Vorganges ein rapider Gedächtnisabfall einstellt und sich mit zunehmendem Zeitablauf verstärkt.²⁵

Bezeichnenderweise formulierte Lu Fritsch gegenüber Klara May, daß sie ängstlich bemüht gewesen sei, die Wahrheit zu sagen, d. h. ihr Gedächtnis anzustrengen – so als wäre sie sich im klaren darüber gewesen, daß einzelne Fakten nicht selbstverständlich aus ihr herausprudeln und den wahren Sachverhalt wiedergeben würden.

25 Dies würde auch den unstimmgigen Inhalt jener von Hans-Dieter Steinmetz (S. 66f.) rezipierten Gesprächsnotiz des May-Verlegers Joachim Schmid vom 28.09.1958 erklären, wonach Lu Droop (Fritsch) angeblich „von Klara May [...] als Zeugin gegen Lebius eingesetzt“ worden wäre. Lu Fritsch habe „unter Eid, trotz aller Bemühungen von Lebius, dies zu verhindern, gegen ihn aus[gesagt]“. Wann immer dies geschehen sein mag – im Privatklageverfahren Rudolf Lebius ./ Karl May vor dem Königlichen Amtsgericht Kötzschenbroda, Az. P. 97/10, war das jedenfalls nicht der Fall gewesen; denn erstens war Klara May an diesem Verfahren in keiner Weise beteiligt gewesen und zum anderen hatte Lebius selber Lu Fritsch aus wohlberechneten Gründen in seiner Privatklageschrift vom 25.10.1910 als Zeugen angegeben (vgl. Seul, wie Anm. 4, S. 25–26 (26) und 80–82 (82)).

Wie schon oben angeführt, ging auch Amtsrichter von Podewils davon aus, daß „allerdings nicht anzunehmen ist, daß sie [Lu Fritsch] wissentlich Unwahrheiten sagt.“²⁶ Wenn dies tatsächlich so war, könnte es sich z. B. auch bei jener „bekannten Broschüre gegen Lebius“, die Lu Fritsch von Klara May zugesendet bekommen hat, um jenen Schriftsatz gehandelt haben, den May im Juni 1910 in seiner Erstfassung fertiggestellt hatte: ›An die 4. Strafkammer des Königlichen Landgerichtes III in Berlin‹²⁷. Der Kerninhalt dieses Schriftsatzes deckt sich im wesentlichen mit dem Inhalt des ersten Lu-Fritsch-Artikels vom 26. August 1910. Möglicherweise hatte Lu Fritsch vor allem in jener Juni-Woche 1910, als sie mehrere Tage als Gast in der Villa ›Shatterhand‹ weilte, Einblick in manchen Schriftsatz des Charlottenburger Verfahrens erhalten und hierbei im Nachhinein einiges durcheinander-geworfen. Dies würde den merkwürdigen und fehlerhaften Titel jener „bekannten Broschüre gegen Lebius“ erklären: ›An die Königliche Staatsanwaltschaft Charlottenburg‹. Tatsächlich hatte May ja am 10. April 1910 einen Schriftsatz unter dem Titel ›An das Königl. Schöffengericht Charlottenburg‹²⁸ verfaßt. Ob allerdings hier tatsächlich einzelne Begriffe verwechselt wurden, bleibt natürlich spekulativ.

Die wesentliche Erklärungshypothese für die vermuteten Falschaussagen wird man jedoch bei der emotional bedingten reduzierten Wiedergabebereitschaft der Zeugin zu suchen haben. Eine solche Einschränkung der Wiedergabebereitschaft kann vorsätzlich, aber auch ohne Wissen und Wollen geschehen, vor allem dann, wenn ein starkes Parteiergreifen für den Angeklagten oder den Verletzten vorliegt. Der Zeuge klammert dabei unbewußt all jene Fakten aus, die sich aufgrund seiner Parteinahme für die betreffende Person nachteilig auswirken würden. In diesem Sinne konstatierte auch von Podewils, daß bei Lu Fritsch eine Form von „Verstandeschwäche“ vorlag, die „ein Produkt übergroßer Parteinahme für bestimmte Personen“ sein könne, „und demgemäß auch für bestimmte Fälle auf Personen zutreffen, die sonst klar und geistig hochstehend sein mögen.“²⁹ Der Richter erkannte demnach in Lu Fritsch eine im Grunde gesunde und intelligente junge Frau, deren Glaubwürdigkeit „– ohne daß sie es weiß – [...] unter solcher Parteinahme gelitten hat“³⁰, daß sei nicht mehr in der Lage war, die tatsächlichen Vorgänge wahrheitsgemäß wiederzugeben. Letzteres schloß zwar eine vorsätzliche Tatbegehung aus, ließ jedoch noch immer Raum für eine fahrlässige und damit ebenfalls strafbare Falschbeeidigung. Nach dem Gesagten läßt sich damit auch ein schlüssiges Erklä-

26 Wie Anm. 21, S. 41 und 115–117 (115 und 117).

27 Karl May: *An die 4. Strafkammer des Königl. Landgerichtes III in Berlin*. Privatdruck. Erstveröffentlichung aus dem Nachlaß. Bamberg 1982 (= Prozeßschriften Bd. 3. Hg. von Roland Schmid).

28 Karl May: *An das Königl. Schöffengericht Charlottenburg*. Schriftsatz vom 10.04.1910 an das Königliche Amtsgericht Charlottenburg: Privatklageverfahren wegen Beleidigung von Karl May ./.. Rudolf Lebius, Az.: 35. B. 295/09. Abgedruckt in Gerhard Klußmeier: *Die Gerichtsakten zu Prozessen Karl Mays im Staatsarchiv Dresden*. Mit einer juristischen Nachbemerkung von Claus Roxin (I). In: *JbKMG* 1980, S. 152–155.

29 Wie Anm. 21, S. 41 und 115–117 (115 und 117).

30 Ebd.

rungsmuster für das Verhalten der May-Verehrerin vor Gericht vorlegen. Natürlich konnten weder die Falldokumentation noch dieser Nachtrag Beweise für einen Meineid bzw. fahrlässigen Falscheid der Lu Fritsch präsentieren, es weisen jedoch gravierende kriminologische Verdachtsmomente auf einen entsprechenden Tatbestand hin, der – dies muß nochmals betont werden – nicht durch subjektive Beteuerungen der vermeintlichen ›Täterin‹ selber aus der Welt zu schaffen sind.



Zum nebenstehenden Foto des Hotels Trefler

Am 4. Juli 1897 traf Karl May mit Frau Emma nach einer zweimonatigen Reise (über Hamburg, Deidesheim, Stuttgart, Innsbruck, Achensee) in München ein, wo er sich im Hotel Trefler, Sonnenstraße 21, einlogierte. Drei Tage lang wurden die Mays von Anhängern, die von seiner Anwesenheit erfahren hatten, im Speisesaal bedrängt; „studierende Jugend, viele gereifte Männer und zahlreiche Damen waren im Auditorium zu bemerken“, erwähnte der Bayerische Kurier. Dieselbe Zeitung berichtete am 10. Juli 1897 von der „wohl hundertköpfigen Schaar von Lateinschülern“ auf dem Trottoir vor dem Hotel und weiter: „als Karl May auf den Balkon trat, da wurden Hüte und Tücher geschwenkt und man sah es den Jungen an, wie stolz sie darauf waren, vor ›Old Shatterhand‹ stehen zu dürfen.“¹ May schrieb später an seinen Freund Kommerzienrat Seyler in Deidesheim: *Die kleineren Gymnasiasten pp standen so dicht vor dem Hotel, daß die Tramway nicht durchkonnte und es keine andere Hülfe gab, als sie per Wasserschlauch auseinanderzuspritzen.*² Das mag eine Maysche Legende sein. Aber das Foto zeigt, wie schmal die Sonnenstraße damals noch war und wie knapp die Straßenbahn an der Häuserfront vorbeifuhr. Es wurde 1906 von einem unbekanntem Bildautor aufgenommen.

-
- 1 Der vollständige Artikel ist wiedergegeben in Gerhard Klußmeier/Hainer Plaul: Karl May. Biographie in Dokumenten und Bildern. Hildesheim ²1992, S. 146.
 - 2 Ähnlich auch in einem Brief an Fehsenfeld vom 27.7.1897. Beide Briefe sind zitiert im Karl-May-Jahrbuch 1978. Hg. von Roland Schmid und Thomas Ostwald. Bamberg/Braunschweig 1978, S. 60f. Für den Nachweis danke ich Ekkehard Bartsch, Bad Segeberg.

Das Hotel Trefler (ab 1903 nach seinem neuen Besitzer Kommerzienrat Wagner ›Hotel Wagner‹ genannt, später ›Sonnenhof‹) diente nicht nur Karl May als Schauplatz, sondern auch Karl Valentin, der hier 1911 debütierte. 1925 erhielt es einen Theater- und Konzertsaal (Bauernbühne Xaver Terofal und Konrad Dreher; Valentin 1933–35; später Volkstheater, jetzt ›Atelier‹-Kino). Das Hotel (ohne Saal) wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.

Herbert Wieser



Bildquelle: Philipp Reindl/Mario Stiletto: Bilder von der Münchner Trambahn. Verlag W. Bleiweis. Schweinfurt 1999. Das Foto stammt aus der Sammlung Wilhelm Tausche, dem wir für die Abdruckgenehmigung danken.

Ralf Harder

Die Erblindung – eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays II

*Die Sonne krönt den goldnen Tag;
Der Abend nennt die Sterne sein;
Wo nur ein Aug sich öffnen mag,
Glänzt ihm ein Licht, ein Himmelsschein.
Doch all die Wonne, all die Pracht,
Mein todter Blick erfaßt sie nicht;
In meines Daseins dunkler Nacht
Giebts keine Sonne, giebts kein Licht.¹*

In jüngster Zeit ist um Mays Blindheit ein Meinungsstreit entstanden. Der Mediziner Dr. Johannes Zeilinger behauptet in seiner Doktorarbeit, Karl May wäre niemals blind gewesen. Zeilinger führt aus:

„Die Angaben Mays über die Erblindung lassen sich folgendermaßen knapp zusammenfassen: Die Erblindung trat nach der Geburt ein, Ursache war mangelnde Hygiene, der Visusverlust während dieser Periode war vollständig, und mit Beginn des fünften Lebensjahres trat durch ärztliche Therapie eine komplette Heilung, eine restitutio ad integrum, ein. Dies sind dann auch die entscheidenden Kriterien, die bei einer differentialdiagnostischen Diskussion von der frühkindlichen Augenkrankheit Mays erfüllt werden müssen.“²

„Da May explizit von einer dauernden, völligen Blindheit schrieb – ‚Ich sah nichts. Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen‘ (MLuS S. 31) – hätte sich diese Erblindung – eine entzündliche Genese vorausgesetzt – nur bei einer morphologisch faßbaren, fortgeschrittenen Schädigung der Kornea durch Einschmelzung, durch Ausbildung eines großflächigen Pannus oder durch ausgedehnte Hornhautvernarbungen ausbilden können – in all diesen Fällen vor 150 Jahren ein irreversibler Zustand, eine endgültige weitgehende Beeinträchtigung, wenn nicht sogar vollständiger persistierender Verlust der Sehfähigkeit.“³

„So geben also auch die erhaltenen Brillen Mays keinen Hinweis auf eine operativ geheilte frühkindliche Blindheit, mehr noch, sie verweisen sie ebenfalls ins Reich der Legende.“⁴

Tatsache ist: Karl May hat nicht „mangelnde Hygiene“, wie Zeilinger vorgibt, als Ursache für seine Erblindung angegeben. May erwähnte in seiner Selbstbiographie lediglich *rein örtliche Verhältnisse*, [...] *Armut*. Und unter Armut verstand man damals

1 Karl May: *Blind und doch sehend*. In: *Himmelsgedanken*, Freiburg [1900], S. 114. (Hervorhebung vom Verfasser).

2 Johannes Zeilinger: *AUTOR IN FABULA – Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus*. Med. Diss. Leipzig 1999, S. 11f.

3 Ebd., S. 13.

4 Ebd., S. 15.

– wie in heutigen Entwicklungsländern – Hunger.⁵ Auch über die Zeitdauer seiner Erblindung macht May keine Angaben, die eindeutig sind. May äußert sich zweimal:

Ich war weder blind geboren noch mit irgendeinem vererbten körperlichen Fehler behaftet. [...] Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte, war nicht eine Folge der Vererbung, sondern der rein örtlichen Verhältnisse, der Armut, des Unverstandes und der verderblichen Medikasterei, der ich zum Opfer fiel. Sobald ich in die Hand eines tüchtigen Arztes kam, kehrte mir das Augenlicht wieder, und ich wurde ein höchst kräftiger und widerstandsfähiger Junge, [...] (LuS, S. 16)

[...] mir aber brachte ihr [Mays Mutter] Aufenthalt in Dresden großes Glück. Sie hatte sich durch ihren Fleiß und ihr stilles, tiefernstes Wesen das Wohlwollen der beiden Professoren Grenzer und Haase erworben und ihnen von mir, ihrem elenden, erblindeten und seelisch doch so regsamen Knaben erzählt. Sie war aufgefordert worden, mich nach Dresden zu bringen, um von den beiden Herren behandelt zu werden. Das geschah nun jetzt, und zwar mit ganz überraschendem Erfolge. Ich lernte sehen und kehrte, auch im übrigen gesundend, heim. (LuS, S. 20)

Folgende Fakten lassen sich aus Mays Ausführungen entnehmen: Er wurde nicht blind geboren, war aber bereits kurz nach der Geburt schwer erkrankt, siechte volle vier Jahre und kehrte *auch im übrigen gesundend* aus Dresden heim. May wurde **nicht operiert**, sondern **behandelt**, was sich irgendwann in den Monaten August 1845 bis Februar 1846 zugetragen haben muß, als Mays Mutter zur Hebamme ausgebildet wurde. Der Beginn von Mays Blindheit wird von ihm nicht genau angegeben. Zumeist wird May dahingehend interpretiert, daß er sein Augenlicht bereits *kurz nach der Geburt* verlor. Man kann dies aber auch anders deuten, seine Angaben erscheinen nämlich als Aufzählung: *Daß ich kurz nach der Geburt sehr schwer erkrankte, das Augenlicht verlor und volle vier Jahre siechte [...]* Der Verlust des Augenlichtes kann auch später erfolgt sein, zumal sich May ohnehin nicht an dieses Ereignis in so früher Kindheit erinnern konnte. Daß er *volle vier Jahre siechte* und *im übrigen gesundend* heimkehrte, läßt vielmehr auf eine weitere Krankheit schließen. Dr. William E. Thomas hat überzeugend dargelegt, daß es sich hier sehr wahrscheinlich um die Rachitis (englische Krankheit), verursacht durch Vitamin-D-Mangel, gehandelt hat.⁶

„1842 [Geburtsjahr Mays] war ein sehr trockener und heißer Sommer. Von der Saatzeit an hat es 6 bis 7 Wochen gar nicht geregnet und ist beinahe den ganzen Sommer in hiesiger Gegend kein Gewitter mit Regen gewesen. Es trat allgemeiner Wassermangel ein, so daß vieles Korn nicht gemahlen werden konnte und daher bloß geschrotet wurde. [...] Das Vieh mußte außerordentlich leiden und viele Rinder wur-

5 Die erste Abteilung *Die Sklaven der Armut* des Romans *Der verlorne Sohn* hätte genausogut ›Die Sklaven des Hungers‹ heißen können: Hunger und Armut sind in diesem Roman identisch. Eine gegenwärtige Definition: „Insgesamt erblinden jährlich etwa 500.000 Kinder, die meisten davon in den Armutsgebieten [!] unserer Erde. Schlechte Ernährung [!] und fehlende medizinische Versorgung sind die Hauptursachen.“ Quelle: CBM Christoffel-Blindenmission: www.cbm.or.at/jede.htm.

6 William E. Thomas: Karl May & Rachitis. <http://www.karl-may-stiftung.de/rickets2.htm>.

den fast ganz dürr und mager dahin geschlachtet. [...] 1843 entstand wegen Mangel an Schlachtvieh hoher Preis des Fleisches. [...]“⁷

Somit läßt sich feststellen, daß es u. a. keine ausreichende Kuhmilch gab, die einem Vitamin-D-Mangel (auch Vitamin-A-Mangel!) vorgebeugt hätte. Die ›englische Krankheit‹ ist in Sachsen anhand von alten Kirchenbüchern nachweisbar,⁸ wenn man auch damals noch nichts von ›Vitaminen‹ wußte; sie wurden erst in diesem Jahrhundert entdeckt. Die Krankheitsbilder existierten freilich schon damals, nur kannte man damals die Ursachen noch nicht. Dementsprechend widersprüchlich sind die Behandlungsmethoden, wie sie in alten Enzyklopädien nachzulesen sind. Aus guten Gründen diagnostiziert Dr. Thomas Vitamin-A-Mangel für Mays Blindheit.⁹ Die Zustände im 19. Jahrhundert – Hunger, vitaminarme Kost bei der armen Bevölkerung – sind nachweisbar mit den Bedingungen in den heutigen Entwicklungsländern nahezu identisch. Das Elend in Mays Familie ist bekannt: Neun von vierzehn Kindern starben in frühester Kindheit.

„Ja es sind neuerdings [1844] in der That Fälle hier vorgekommen, daß Menschen, die sich zu betteln schämten, buchstäblich verhungert sind. [!] Denn es ist, besonders in kinderreichen Familien, gar nicht selten, daß oft mehrere Tage lang kein Bissen Brod zu zehren ist und einige Kartoffeln in Maßen gekocht und mit Salz genossen, machen oft das einzige Nahrungsmittel dieser Unglücklichen aus. Aber in gar vielen Familien sind auch die Kartoffeln schon aufgezehrt, oder gehen auf die Neige, und dann ist völliges Hungerleiden und Betteln unvermeidlich. [...] Es ist in der That herzergreifend, diese Bejammernswerthen mit bleichen abgehärmten Gesichtern, mit trüben eingefallenen Augen, aus denen jeder Funke Lebensfreude verloschen ist, [...] Schatten ähnlich umherschleichen sehen zu müssen [...]“¹⁰

Dessen ungeachtet vermutet Dr. Zeilinger, daß zur Zeit der Geburt Mays ›Xerophthalmie‹ als „Erblindungsursache eine Rarität darstellte.“ Zeilinger verweist auf eine Zehnjahresstatistik aus dem Jahr 1839: „Als relevante Ursache von Erblindungen taucht die Xerophthalmie dabei nicht auf.“¹¹

Sind solche Statistiken wirklich ein gültiger Beweis, daß es Xerophthalmie (Vitamin-A-Mangel) nicht gegeben hat? Die erste Krankenversicherung für Arbeiter wurde erst 1883 von Bismarck per Reichstagsgesetz eingeführt. Zur Zeit des Weberelends in den 1840er Jahren war man noch weit davon entfernt. Damals gab es keine Krankenkassen. Hungernde Menschen konnten keinen Arzt bezahlen. Krankheitsfälle, ausgelöst durch Hunger, wurden statistisch nicht erfaßt –: denn wo kein Arzt behandelt, gibt es offiziell auch keine Krankheiten.

7 Entstehung und Entwicklung der Bergstadt Hohenstein. Zusammengestellt und hg. von Oberlehrer Otto Sebastian. Zweite vervollständigte Auflage, Hohenstein-Ernstthal 1927, S. 211f.

8 Im Kirchenbuch von Beutha (Sachsen) taucht die englische Krankheit bereits 1754 auf.

9 William E. Thomas: Karl Mays Blindheit. In M-KMG 119, S. 46ff.

10 Aus einem Bittgesuch von 1844, Stadtarchiv Hohenstein-Ernstthal. Zit. nach Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842–1848. In: JbKMG 1979, S. 50.

11 Johannes Zeilinger: In den Schluchten der Diagnostik. In: M-KMG 122/Dezember 1999, S. 12.

Im übrigen war Xerophthalmie eine gut bekannte Krankheit, dokumentiert in der deutschen medizinischen Literatur spätestens seit 1803.¹² Sie ist möglicherweise nicht in die Statistik über dauerhafte Blindheit eingegangen. Jedoch konnten Kinder, die in Deutschland an Xerophthalmie litten, nicht sehen! Wie viele von den Kindern dauerhaft erblindeten, ist nirgends überliefert. Sogar in der Statistik über dauerhafte Blindheit – die permanente Schäden an der Hornhaut neben anderen Ursachen aufzeigt –: wer wußte damals schon, daß die permanenten Änderungen auf der Hornhaut das Ergebnis eines Mangels an Vitamin A waren, der die Blindheit verursachte? Niemand auf der Welt wußte zu dieser Zeit davon!

„Vitamin-A-Mangel–Xerophthalmie, oder die sogenannte ›Erblindungsfehlernährung‹, ist auch heute noch der Hauptgrund für eine Erblindung in der Kindheit. Es wird geschätzt, daß jedes Jahr ungefähr 500.000 Kinder auf der Welt erblinden, und 70 % von ihnen wegen eines Vitamin-A-Mangels.“¹³ Nicht immer sind die Augen selbst betroffen, wenn auch gewöhnlich eine Nachtblindheit besteht. Lediglich die Augenlider sind entzündet und geschwollen; es ist nicht möglich, die Augen zu öffnen. Man müßte unter Schmerzen die Hände zu Hilfe nehmen, was ein Kind allein schon wegen der Blendwirkung nicht ertragen kann. Die Schwellung der Augenlider kann geraume Zeit andauern, ohne daß die Hornhaut der Augen angegriffen wird. Die Bindehaut ist ebenfalls betroffen, aber nicht immer die Hornhaut. Wenn nur Veränderungen der Bindehaut auftreten, bleibt das Sehvermögen unangegriffen. Ein plastisches Beispiel findet man auf einer Tierarztseite im Internet:

„Wenn eine Schildkröte nichts mehr fressen kann, weil sie nicht mehr imstande ist, die Augen zu öffnen, dann muss rasch gehandelt werden! Denn sonst geht sie unweigerlich an Entkräftung zugrunde. Die Krankheitsanzeichen, die hier beschrieben werden (geschwollene Augen) sind charakteristisch für ein Lidödem. Hierunter versteht man eine recht häufig anzutreffende, beidseitige Schwellung der Augenlider. Ursache hierfür ist eine Unterversorgung mit dem lebenswichtigen Vitamin A, das als sogenanntes Epithelschutzvitamin nicht nur Schleimhäute sondern auch Bronchien und Nieren schützt. So wird Vitamin-A-Mangel auch verantwortlich gemacht für generalisierte Bauchwassersucht bei Schildkröten. Sie soll Ausdruck einer starken Nierenschädigung sein. Besonders kleine Schmuckschildkröten sind von Vitamin-A-Mangel betroffen. In harmlosen Fällen genügt es, einmal pro Woche über mehrere Wochen eine Vitaminspritze vom Tierarzt verabreichen zu lassen. In schlimmen Fällen müssen zusätzlich die käsigen Massen aus dem Lidsack herausgespült werden, die sich aufgrund des eingedickten Tränensekrets gebildet haben. Als Prophylaxe sollte auf jeden Fall eine ausreichende Versorgung mit Vitamin A über die Nahrung erfolgen. Einseitige Ernährung mit Muskelfleisch und Salat kann die Ursache für die Unterversorgung mit Vitamin A sein. Deshalb kann eine ausgeglichene Kost, die beispielsweise aus Dosenfutter für Katzen besteht, der Krankheit vorbeugen. Empfohlen wird auch, einige Tropfen Lebertranöl oder eine Multivitaminmischung der täglichen Futtermischung beizufügen.“¹⁴

12 Vgl. Ueber die Krankheiten der Thränenorgane. Wien 1803.

13 Thomas, Blindheit, wie Anm. 9, S. 47.

14 <http://www2.vo.lu/homepages/Bigelbach/TIPS/vitamin.htm>

Natürlich ist ein Mensch keine Schildkröte, aber die Krankheitssymptome sind ziemlich identisch, und es ist interessant, dieses Krankheitsbild auch aus der Sicht eines Tierarztes einmal erklärt zu bekommen.

Dr. Thomas führt aus:

„Ein Mangel an Vitamin A und D war im 19. Jahrhundert bei Kindern ziemlich verbreitet. Beide Mangelerkrankungen beginnen einige Monate nach der Geburt. Mangel an Vitamin A zeigt sich durch Augensymptome (Xerophthalmie – ein trockener und eingedickter Zustand der Bindehaut, welche anfangs zerknittertem Zigarettenpapier ähnelt, später aussieht wie trockener Seifenschaum, gelbliche dreieckige Stellen mit ihrer Basis in Richtung der Hornhaut, genannt Bitot-Flecke). Die Trockenheit (Xerosis) der Bindehaut kann das einzige Anzeichen sein. Sehstörungen findet man bei älteren Kindern, nicht bei neugeborenen. [...] Leichte Formen von Xerophthalmie greifen nicht auf die Hornhaut über. Die Augenlider sind geschlossen und geschwollen.“¹⁵

Dies dürfte genau auf Karl May zutreffen. Auch beklagt er sich in seiner Selbstbiographie über die *verderbliche Medikasterei* (LuS, S. 16), der er zum Opfer fiel. Sehr wahrscheinlich wurden seine geschwollenen Augenlider völlig sinnlos mit Salben und einer Augenbinde behandelt; die Chance vielleicht kurzzeitig sehen zu können, wurde damit zunichte gemacht. Entscheidend ist: May konnte als Kleinkind sehen, da sich Vitamin-Mangelerkrankungen erst Monate nach der Geburt oder noch später auswirken. Es gab genügend Zeit, die unerläßliche Verbindung zwischen den Augen und dem Sehzentrum aufzubauen. Für den Fall, daß Karl May unmittelbar nach der Geburt durch eine Infektion erblindet wäre, diagnostiziert Dr. Zeilinger völlig richtig, daß Karl May nie gelernt hätte, stereoskopisch zu sehen.¹⁶ Ein nächtlanges Schreiben wäre ihm nicht möglich gewesen. May war aber nicht wegen mangelnder Hygiene erblindet; seine Blindheit wurde verursacht durch – – – Hunger! Auch nach heutigen Gesetzen war Karl May blind. Blindheit bedeutet auch „gleichzuachtende Sehstörungen, die ihre Ursachen nicht im Auge selbst haben [...] Vorübergehende Sehstörungen sind nicht zu berücksichtigen. Als vorübergehend gilt ein Zeitraum bis zu sechs Monaten.“¹⁷ Karl May, der als Kind an Xerophthalmie litt – nachtblind, **unfähig die Augen zu öffnen** –, war mit Sicherheit länger als sechs Monate blind, worauf zahlreiche Spuren in seinem Werk hinweisen. Ein Beispiel aus dem Waldröschen:

»Dieser Sternau operirte sodann auch die Augen des Grafen.«

»Wirklich?« fragte Ferdinando rasch. »Wie war der Erfolg?«

»Ausgezeichnet, denn Don Emanuel lernte sehen. [...]«¹⁸

Don Emanuel lernte sehen ist zunächst ein unsinniger Satz. Der Graf war erst im Mannesalter erblindet, zuvor konnte er sehen! Ein Beispiel aus der Karl-May-Gesellschaft: Der langjährige Redakteur der KMG-Mitteilungen, Hansotto Hatzig,

15 William E. Thomas: Karl Mays Blindheit 2. In M-KMG 123/März 2000, S. 9

16 Vgl. Zeilinger, *AUTOR IN FABULA*, wie Anm. 2, S. 13ff.

17 Vgl. Bayerisches Blindengeldgesetz: <http://www.lvf.bayern.de/bayblindg/blind-ges.htm>

18 Karl May: *Waldröschen oder die Rächerjagd rund um die Erde*, Dresden 1882–1884, S. 1307.

war zeitweise so gut wie erblindet; er litt am Grauen Star. Direkt nach der Operation mußte er seine Augen allenfalls schonen, sehen lernen mußte er nicht. Was bedeutet sehen lernen? Darüber gibt ein Fachbuch Auskunft:

Ein Blindgeborener berichtet nach einer gelungenen Augenoperation, „dass er sich vor seiner Operation durch die Wahrnehmungen seines Tastsinnes ein ganz anderes Bild von der Grösse der Gegenstände gemacht habe. Er musste seine Tastwahrnehmungen durch Gesichtswahrnehmungen berichtigen.“¹⁹

Als May im *Waldröschen* schrieb: *Don Emanuel lernte sehen*, war dies für die Romanhandlung unsinnig, und kaum ein anderer Schriftsteller hätte diesen Satz gebraucht. Bei May jedoch hatte sehen lernen einen ernsten, persönlichen Hintergrund:

Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen. Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; aber das genügte nicht, sie mir wahr und plastisch darzustellen. Ich konnte sie mir nur denken. Wie ein Mensch, ein Hund, ein Tisch aussieht, das wußte ich nicht; ich konnte mir nur innerlich ein Bild davon machen, und dieses Bild war seelisch. [...] Und so ist es geblieben, auch als ich sehen gelernt hatte [!], von Jugend an bis auf den heutigen Tag. [...] Als ich sehen lernte [!], war mein Seelenleben schon derart entwickelt und in seinen späteren Grundzügen festgelegt, daß selbst die Welt des Lichtes, die sich nun vor meinen Augen öffnete, nicht die Macht besaß, den Schwerpunkt, der in meinem Innern lag, zu sich hinauszuziehen. (LuS, S. 31f.)²⁰

Ein bestätigendes Beispiel findet sich im *Scout*; dort wird geradezu exemplarisch Mays besondere Wahrnehmung deutlich:

*Da hörte ich eilige Schritte. Eine dunkle Gestalt tauchte grad vor mir auf, sprang augenblicklich auf mich ein und warf mich zu Boden. Der Mann kniete auf mir und legte mir die Hände um den Hals, [...] Ich bäumte mich empor und warf ihn ab. Er flog zur Seite auf den Boden und ich schnellte mich auf ihn, um nun meinerseits ihn beim Halse zu nehmen. [...] Mit aalglatten Bewegungen suchte er mir zu entschlüpfen. Aber es gelang ihm nicht. Endlich wurden seine Bewegungen langsamer und schwächer, und seine Hände lösten sich von den meinigen. Er lag still. [...] **Dann betastete ich ihn, da es zu dunkel war, ihn betrachten zu können. Welche Überraschung; ich hatte – – Winnetou besiegt!**²¹*

Keine Frage: Allein durch ›Betasten‹ eine fast noch unbekannte Person zu erkennen, das vermag ›nur‹ ein Blinder, niemals ein Sehender. Die einzige Ausnahme: Jemand hat die Welt zunächst nur durch Ertasten, Lauschen, Riechen und Schmecken kennengelernt und lernt erst danach sehen. Da May, als er diesen Abschnitt für den *Scout* schrieb, nicht blind gewesen sein kann, muß er es als Kind gewesen sein. Menschen – mit stets gesunden Augen – hätten etwa so geschrieben: *Er lag still. Das Mondlicht fiel auf das Gesicht des Indianers. Welche Überraschung; ich hatte – – Winnetou besiegt!*

Diese Art des Tastens als Erkennen war so selbstverständlich für May, daß sie zu meist unbewußt – nicht als autobiographische Spiegelung – in seine Texte gelangte.

19 Ursula Burkhard: Die Blinden werden sehen. Bern u. Stuttgart 1969, S. 16.

20 Hervorhebungen hier und in den folgenden Zitaten vom Verfasser.

21 Karl May: *Der Scout*. In: Deutscher Hausschatz, 15. Jg. 1888/89, Nr. 38, S. 600 u. 602.

Ich kenne keinen Autor, der sonst so geschrieben hätte. Hier bestätigt sich Mays Blindheit –: **geschwollene Augenlider, die sich nicht öffnen ließen.**

Leider aber muß ich, ohne der Zukunft vorzugreifen, sagen, daß meine »Kindheit« jetzt, mit dem fünften Jahre, zu Ende war. Sie starb in dem Augenblick, an dem ich die Augen zum Sehen öffnete. (LuS, S. 36)

Mays Wortwahl ist eindeutig: Die starke Betonung liegt auf dem ›Öffnen der Augen‹. Wer also die Augen nicht zu öffnen vermag, kann nicht sehen – er ist blind! In den folgenden vier Werk-Beispielen dürfte May seine Kindheitserinnerungen unterschwellig verarbeitet haben:

Ich hörte sie sprechen; ich roch den Duft von Fleisch, welches sie über dem Feuer brien. Ich wollte sie auch sehen, aber ich konnte die Augen nicht öffnen [!]²²

*»O, dann will ich Dir die Augen heilen, die Du nicht öffnen kannst!« [!]
Und jetzt fühlte sie zwei warme Lippen erst auf dem rechten und dann auf dem linken Auge. Nun drückten sie sich gar auf die beiden neckischen Grübchen in den Wangen. Das war doch sonderbar, so daß man die Augen wirklich öffnen mußte, wenn auch nur ein ganz, ganz klein wenig. Aber sie schlossen sich sofort wieder, denn sie wurden förmlich geblendet [!] von einem Blicke, welcher von oben herab in sie hineinleuchtete [...]»²³*

[...] aber die Männer, bei denen ich war, segeln im Nebel, ohne die Augen zu öffnen. [!] Ich habe Alles gethan, um sie sehend zu machen [!]; ich habe ihnen meine Ansichten entwickelt; ich habe ihnen den Vorhang der Zukunft gelüftet – sie wollten blind [!] bleiben.²⁴

Er hat hier die Augen zu öffnen [!], um dort sehend zu sein. Er hat hier zu lernen, um dort zu bestehen.²⁵

Natürlich sind dies Erzähltexte, die man im Kontext der Handlung sehen muß. Dennoch besitzen solche Passagen in dieser Fülle genügend Beweiskraft, wie auch der folgende Brief, den May am 20. März 1897 einer unbekanntem Person im Elsaß schrieb:

Da Sie die drei Bände Old Surehand noch nicht zu kennen scheinen, schicke ich sie Ihnen als Geschenk von Ihrem Old Shatterhand. Aus dem ersten Bande werden Sie ersehen, daß auch ich blind gewesen bin und also sehr wohl weiß, welche herrliche Gottesgabe den lieben Zöglingen Ihrer Anstalt versagt worden ist [...]»²⁶

1897 gab es für May keinen ersichtlichen Grund, die Unwahrheit zu schreiben. Johannes Zeilinger behauptet jedoch in seiner Doktorarbeit:

22 Karl May: *In den Schluchten des Balkan*. Freiburg 1892, S. 179.

23 Karl May: *Waldröschen*, wie Anm. 18, S. 1258.

24 Karl May: *Robert Surcouf*. In: *Deutscher Hausschatz*, 8. Jg. 1881/82, Nr. 50, S. 799.

25 Karl May: *Am Jenseits*. Freiburg 1899, S. 303.

26 Zit. nach Volker Griese: *Karl May – Stationen eines Lebens*. Sonderheft der KMG 104/1995, S. 29.

„So ist in doppelter Hinsicht die Blindheitsepisode des jungen May eine ophthalmologische Unmöglichkeit, und wie inzwischen ›Der Hakawati‹, das Lieblingsmärchenbuch von Mays Großmutter und damit auch des blinden Enkels, als Phantasieprodukt des gealterten Schriftstellers entmythologisiert wurde, so muß auch die autobiographische Schilderung der frühkindlichen Blindheit und deren wundersame Heilung als nachträgliche Heroisierung oder gar Allegorisierung verstanden werden.“²⁷

Allein schon Mays Brief von 1897 zeigt, daß von „nachträglicher Heroisierung oder gar Allegorisierung“ des gealterten Schriftstellers nicht die Rede sein kann. Mays Version seiner Erblindung in der Kindheit ist kein Produkt seiner Phantasie, mit der er Mitleid erheischen wollte. Sie basiert auf einer perfekten rationalen Erklärung – einer Erkrankung, die immer noch in weniger entwickelten Ländern existiert. Als Karl May seine Umwelt im Alter von etwa drei Jahren bewußt wahrzunehmen begann, konnte er nicht sehen, er war für sich selbst und die Leute um ihn herum – blind! Karl Mays Bericht von seiner Blindheit ist völlig verständlich und auch dank des heutigen medizinischen Wissens erklärbar. Die Blindheit bleibt eine entscheidende Phase im Leben Karl Mays.



Rudi Schweikert

Sich einen Namen wählen (1): Forster und Sternau

Untersuchungen zu Karl Mays Figurennamen

Ausgangspunkt

der folgenden Überlegungen ist die Tatsache, daß in einem der frühesten und Ich-Sehnsüchte (aber auch -Beängstigungen) am direktesten aussprechenden Texte Karl Mays das Helden-Alter-ego meisterlicher Westmann und zugleich meisterlicher Dichter ist: Richard Forster aus Francfort in Kentucky.

Das ›Forster-Beziehungsgeflecht‹

In *Der Pfahlmann* beziehungsweise in *Ein Dichter* geht der Held Richard Forster gewissermaßen in den Spuren bekannter schreibender-dichtender Namensvettern, nämlich in denen Johann Reinhold Forsters und seines Sohnes Georg: Weltreisende, vielsprachige Wissenschaftler und Reiseschriftsteller ihres Zeichens, ja sogar Prototypen deutscher Kunst der Landschaftsschilderung und des Blicks fürs Exotische. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Georg Forster für den auf Mainz (mit dem

²⁷ Zeilinger, AUTOR IN FABULA, wie Anm. 2, S. 15.



Reinhold Forster (1729-1798) und sein Sohn Georg Forster (1754-1794). Kupferstich von 1782

ungefähren Namensgleichklang Mayntz¹ – May) so sehr fixierten May, der nicht wenige seiner meist weitgereisten Helden – etwa Karl Sternau, die Brüder Straubenberger, die Brüder Helmers, Curt Helmers und den Vater Jaguar alias Karl

¹ Alte Schreibweise von Mainz.

Hammer – von dort stammen oder dort beheimatet sein läßt,² ein wichtiger assoziativer Anknüpfungspunkt für seine die Ferne suchenden Phantasien war, Georg Forster, Mainzer Deputierter im Rheinisch-deutschen Nationalkonvent und daraufhin in Deutschland geächtet. (Zudem schrieb Forster in seinen Reiseberichten auch über Gegenden, die sich May zum Schauplatz wählte, etwa Tahiti mit seinem *Ehri*.) Die Vater-Sohn-Konstellation in Zusammenhang mit dem Namen Forster findet bei May auch einen Widerhall, und zwar in der Erzählung *Eine Befreiung*, in der der Sohn Richard Forsters eine tragende Rolle spielt.

Auf den Topos des in Deutschland aus politischen Gründen Geächteten trifft man bei May bekanntlich mehr als einmal (als ›Auslöser‹ beziehungsweise Begründung für ihren Aufenthalt im Wilden Westen etwa bei Klekih-petra oder Old Firehand); die Ursachen dafür sind noch weitgehend unerforscht. Hier läge mit Forsters Schicksal eine Erklärungsmöglichkeit vor.

Besonders aufschlußreich ist in diesem Namen-Beziehungsgeflecht die Figur Old Firehand, der eigentlich Winter heißt und in Deutschland Förster war, was bereits eine gewisse lautliche Nähe zu Forster zeigt. Hinzu kommt, daß die Kinder Old Firehands mit der Familie eines Forster, nämlich des ›Ölprinzen‹ Emery Forster, verwandtschaftlich verbunden sind: Der Sohn Old Firehands ist mit einer Tochter Forsters verheiratet, bei dem das andere Kind Firehands (Ellen bzw. Harry) lebt.

Naheliegend

wäre nach diesem nicht unkomplexen Namen-Spiel um Forster, daß auch andere Figuren aus der Vorstellungswelt Karl Mays wenigstens Namen von Schriftstellern tragen, wenn sie schon nicht selbst schreiben und dichten, sondern neben ihrem Helden- oder Schurkenleben in fernen Zonen andere gutbürgerliche Professionen verfolgen.³ – Der große Westmann und Weltreisende Karl Sternau aus dem *Waldröschen* etwa ist Arzt von hohem Können. Ebenfalls naheliegend wäre weitergehend hier zu fragen, ob nicht bestimmte Gestalten Mays aufgrund seiner (pseudo-)biographisch fundierten Neigung zum Arztberuf⁴ sich nach zu seiner Zeit noch bekannten Medizinern nennen. Doch das ist ein anderes Kapitel.⁵

2 Selbst hinter der in *Der Pfahlmann* beziehungsweise *Ein Dichter* ständig wiederholten Angabe, daß Richard Forster aus Francfort in Kentucky stamme, scheint eine spielerische Nähe zu Mainz/May auf: So wie Mainz nicht weit von Frankfurt am Main liegt, liegt Francfort in Kentucky nicht weit von Maysville am Ohio. Vgl. dazu Rudi Schweikert: Mit dem Finger auf der Landkarte. Etwas über Namen bei Karl May. In: M-KMG 68, S. 18–22; hier: S. 18. (Dort auch bereits Hinweise auf weitere Forster/Förster-Verbindungen [mit dem Namen-Nexus Helmers] via Mainz und dem Llano estacado, wo Richard Forster Heldentaten vollbringt.)

3 Die These ist in der Karl-May-Forschung spätestens seit Wolf-Dieter Bachs Untersuchung ›Sich einen Namen machen‹ (in JbKMG 1975, S. 34–72) begründet vertretbar. Ich will's nur etwas systematischer angehen und die Hypothese eingehender auf ihre Erklärungsleistung hin durchprüfen.

4 Heilung von nur selbstbezeugter frühkindlicher Blindheit, die er in *Mein Leben und Streben* berichtet (LuS, S. 16 und 20 mit Anm. 12 [S. 333]).

5 Einen kleinen Ausschnitt aus diesem Kapitel möchte ich im nächsten Beitrag der Reihe

Denn für Sternau kommt eher der ›Forster-Weg‹, der Schriftsteller-Weg in Betracht.⁶ Und zwar auf eine Weise, die nicht ohne Witz und Vielbezüglichkeit ist.

Auffällig

ist nämlich, daß **Sternau** während des 19. Jahrhunderts ein gern gewähltes Pseudonym sowohl für Autorinnen als auch Autoren besonders der leichteren wie seichteren Unterhaltung und Belehrung war. (Werner Poppe hatte einmal die Pseudonym-Möglichkeit erwogen, ohne allerdings einen direkten Nachweis dafür erbringen zu können, und bezog sich auch nur auf einen einzigen männlichen Sternau.⁷) Der Name Sternau ist also literarisch geradezu überdeterminiert und bürgte beim zeitgenössischen Lesepublikum für eine Art Aha-Effekt. Er war eingeführt, im ›Lese-Horizont‹ der anvisierten Käuferschicht gewissermaßen verankert und dürfte zugleich neugierig gemacht haben darauf, was es nun mit diesem ›neuen‹ Sternau Hochinteressantes auf sich hatte (denn es wurden ja vorgeblich ›wahre Begebenheiten‹ erzählt).

Ein gewisser Witz

läge nun darin, daß May seinem heldischen Spiegelbild als Name nicht irgendeinen, sondern einen Decknamen verpaßt hat, und zwar zusätzlich zum fiktionalen Decknamen eines Matava-se – einen literarischen nom de guerre gewissermaßen, ein zeitgenössisch bekanntes und gerade von dem mit dem *Waldröschen* in erster Linie angesprochenen Lesepublikum gekanntes Dichterpseudonym, das justament in der Dresdner Gegend geläufig war. Und damit hätte er seiner literarischen Umgebung eine nette Nase gedreht, kombiniert mit einem verkaufsstrategischen Vorteil.

Sternaus ›Orientlyrik‹

Nicht nur der von Hoffmann und Poppe nach unterschiedlichen Quellen unterschiedlich angeführte (Dr.) A. oder Dr. C. Sternau war in Dresden bekannt, der ›Feindliche Mächte oder das verstoßene Soldatenkind aus Indien‹, 45 Hefte und insgesamt 1426 Seiten umfassend, bei Adolph Wolf in Dresden 1882 erscheinen ließ – zu einem Zeitpunkt demnach, als auch das *Waldröschen* ausgeliefert wurde. Wenigstens ein weiterer Literat, der unter dem Pseudonym Sternau schrieb, war ebenfalls mit der Stadt verbunden. Er veröffentlichte – auch dies für Mays Figurennamenwahl eine reizende Koinzidenz – um die Zeit, da May geboren wurde, einige Bändchen und hieß eigentlich Otto Inkermann. Die Produkte seiner Feder hielten sich, da gefällig dem breiten literarischen Geschmack der Zeit folgend, zumindest in den Leihbibliotheken, aus denen May sicher einen Großteil seines Lesefutters

vorstellen: ›Sich einen Namen wählen (2): Mutter Smolly (und Mutter Merveille)‹.

6 Vgl. Wolf-Dieter Bach: In Mainz, um Mainz und um Mainz herum. In: M-KMG 11, S. 10f.

7 Der Dr. C. oder (Dr.) A. Sternau sei gar ein May-Pseudonym; siehe Werner Poppe: Sternau – ein Pseudonym? In: M-KMG 11, S. 8f. – Poppe bezog sich auf einen Satz aus Klaus Hoffmanns Nachwort zum *Waldröschen*-Reprint der Olms Presse (Bd. 6, S. 2671: „Ein Dr. C. Sternau gab 1882 (!) und 1885 beim Dresdner Kolportageverleger Adolph Wolf zwei Romane heraus, für den May zuvor tätig gewesen war.“)

bezog. Ein ›Kaleidoskop von Dresden. Skizzen, Berichte und Phantasien‹ wäre von diesem **C. O. Sternau** zu nennen, 1843 in Magdeburg bei A. Inkermann erschienen. Oder der Gedichtband ›Knospen‹ (1841). Oder der Sammelband mit Lyrik und Prosa ›Mein Orient‹ (1843), dessen Widmungsgedicht mit „Dresden, im August 1842“ datiert ist.

Der Orient dieses C. O. Sternau war, nebenbei gesagt, die deutsche Heimat, zu entnehmen dem Schlußgedicht des Buchs, ›Das letzte Lied aus meinem Orient‹. Auch dies, wenn man so will, ein fast stereotyper Mayscher Zug: Man vergleiche etwa die den Orient im Hiesigen erfühlenden Dichterfiguren aus dem *Verlorenen Sohn* (Hadschi Omanah alias Robert Bertram alias Robert von Helfenstein) und dem *Weg zum Glück* (Max Walther). Nicht ausgeschlossen, daß May die Idee zu seinen ›Orientlyrikern‹ durch eine Kenntnis jenes C. O. Sternau und seines ›Orient‹-Bandes vermittelt oder bestärkt wurde. – Seinen Sternau läßt May selbstredend auch einige Jahre im Orient gewesen sein (*Waldröschen* 720). (Das Exemplar, das von C. O. Sternaus ›Mein Orient‹ mir zur Hand war, hat übrigens eine wechselvolle sächsische (Leih)Bibliotheksexistenz hinter sich. Es ist durch mindestens drei dieser Institutionen gegangen. Und nicht allein der Kuriosität halber sei der eingeklebte ›Werbezettel‹ der einen wiedergegeben: „Hausmann’s Leihbibliothek Dresden Waisenhausstrasse 7, I. (Palais Gutenberg) wird mit den besten Erscheinungen der Literatur auf’s Vollständigste vermehrt und ist bestrebt, ihre geehrten Leser in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.“)

Sternaus en masse

Edmund Sternau (›Gedichte‹, Stuttgart 1871 bei Hofmann & Hohl) war ebenso ein Pseudonym (für Otto Risch) wie **F. Sternau**. Letzteres stand für J. H. Meynier. Ihr verdanken wir ›Alwina. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Beförderung häuslicher Tugenden. Für Töchter von 6 – 12 Jahren.‹ In Berlin, bei Amelang, 1826 herausgekommen. Aus dem gleichen Jahr im selben Verlag: ›Palamedes. Oder erweckende, belehrende und warnende Erzählungen für Söhne und Töchter von 6 – 12 Jahren.‹ **Louise Sternau** (›Gedichte‹, Wien 1880, oder ›Ein Advocat als Schwiegersohn. Lustspiel in 1 Act‹, Wien 1882/83) hörte außerhalb ihrer literarischen Existenz auf den Namen Louise Jenisch. **Marie von Sternau** war das Pseudonym von Marie Stadelmann, einer Jugendschriftstellerin, **Willy von Sternau** das von Gertrud Walden. Eine **Mathilde Sternau** gab’s auch noch; sie schrieb ›Hilda’s Geburtstag. Eine Erzählung für kleine Mädchen‹, erschienen bei Winckelmann und Söhne in Berlin (1873). **Ernest Ritter von Sternau**, gewesener k.k. Officier, verschaffte 1848 der Öffentlichkeit ›Blicke in die Verhältnisse der k.k. österreichischen Armee‹, die sich vielleicht doch etwas anders ausnahmen als die Einsichten, die May seinen Lesern im *Waldröschen* von der preußischen Armee vermittelte.⁸ Unter **Sternau** veröffentlichte weiterhin Alois Ludwig Emil Graf von Benzel zu Sternau und Hohenau, und auf

⁸ Daten nach dem GV, den Biographischen Archiven und einschlägigen Literaturlexika (wie Brümmers ›Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts‹). Dort meist noch zusätzliche Informationen.

den in Mainz geborenen Schriftsteller Karl Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau „als Realvorbild des Dr. Sternau aus dem ›Waldröschen‹“, der seinen Heimatwohnsitz bei Mainz hat, wurde schon von Wolf-Dieter Bach, nach der hier präsentierten Kohorte von Sternaus wohl etwas zu sehr vereindeutigend, hingewiesen.⁹ (Daß dieser Bentzel-Sternau unter vielem anderen ein Trauerspiel ›Cid‹ schrieb (nach Corneille; Regensburg 1811), ist bei Mays ›Cid‹-Kenntnissen¹⁰ vielleicht nicht ganz ohne Belang.)

Aber das ist noch nicht alles.

Ein bekannter Publizist und Strafrechtsreformer

war **Max Sternau**. Welche ambivalente Anziehungskraft für May mit seinen Straffälligkeiten dies gehabt haben muß, natürlich sofern ihm Bücher dieses Autors je vor Augen gekommen sind, brauche ich nicht extra zu betonen. (Auch der Vorname Max ist bei May ja, siehe *Scepter und Hammer*, aber nicht nur da, beliebt. Man denke zum Beispiel an den oben bereits erwähnten Lehrer und Dichter Max Walther aus dem *Weg zum Glück*.)

Wie aber, wenn der bürgerliche Name dieses Juristen darüber hinaus einer gewesen wäre, den May einer seiner Literatenfiguren verliehen hat? Jener Sternau hieß nämlich eigentlich, und das ist ein weiterer Witz und Mays Formen der Fopperei durchaus gemäß – – Goldschmidt, wie der Verfasser berühmter Novellen und Romane in *Scepter und Hammer*, den seine Braut Emma Vollmer betrügt und hinter dem man unschwer ein besonders intensiv gefühltes Alter ego Mays vermuten darf.¹¹

Eine solche Annahme enger vielförmiger Verquickung von Leben und Literatur wird, denke ich, Mays **Leben in Literatur** gerechter als die bloßen und zum großen Teil mühsam-erzwungen anmutenden und oft nicht restlos aufgehenden Buchstabenspielchen, wie sie in der Pseudo-Forschung zu May so häufig selbstbefriedigend geübt werden. (Das Alphabet hat nun mal bloß sechsundzwanzig Buchstaben, und da kann einfach, bei ein paar vorhandenen häufigen Vokalen und Konsonanten, die Trefferquote durchweg nicht besonders schlecht ausfallen. Sonderlichen Erkenntnisgewinn und neue Einsichten erfährt der Leser dadurch nicht. Solche ›onanistischen‹ Spielchen bleiben müßig.) – Mays eigene spielerische Technik der Buchstaben- und Silbenverdreherei, sowie seine Scherzerei mit Wort(teil)-Bedeutungen sind dagegen von anderem Kaliber, da meist auf den ersten oder zweiten Blick überzeugend und intersubjektiv mit einigen Kenntnissen sofort nachvollziehbar.¹²

9 Bach (wie Anm. 6).

10 Nachweis bei Rudi Schweikert: Babieça, Befour, Bhowannie. In: M-KMG 100, S. 28.

11 Zu weiteren Trägern dieses Namens siehe Bernhard Kosciuszko (Hg.): Großes Karl May Figurenlexikon. Paderborn: Igel²1996, S. 250f.

12 Dabei handelt es sich um Formen der Wissensprobe. – Die motivliche Grundkonstante der Wissensprobe in Mays Werk habe ich aufzuzeigen versucht in ›Von Befour nach Sitara – in Begleitung der Wilden Jagd. Über ein mythisches Muster, die Wissensprobe als artistisches Prinzip bei Karl May sowie etwas über sein Lesen, Denken und Schreiben. Ein Fantasiestück in philologischer Manier‹ (JbKMG 1994, S. 104–142).

Hartmut Walravens

Noch einmal Karl May und China

Bei der Lektüre der China-Beiträge des ›Jahrbuches der KMG 1997‹ fällt mir die Feststellung ins Auge, beim Begriff ›Schin-tan‹ hapere es mit der semantischen Deutung.¹ Hier hat der sinologische Experte einen gängigen Terminus übersehen, der sich jedem besseren Lexikon findet, der mit ›rotem Staub‹ allerdings nichts zu tun hat: Man vergleiche Mathews' ›Chinese-English Dictionary‹: ›chen-tan‹ (zhen-dan) 震旦 China. Das im ›Jahrbuch der KMG 1991‹ in den Anmerkungen (Nr. 22 S. 320) genannte ›Handbook of Chinese Buddhism‹ (S. 176, s.v. Tchîna) von J. Eitel erläutert gar noch, der Begriff werde seit der Ch'in (Qin)-Dynastie verwendet und werde als 思惟 ›reflection‹ erklärt.

Zum Jahrbuch 1991 (Anmerkung 23, S. 320) noch ein Fragezeichen zu Wilhelm Schotts ›Sprachlehre‹, angeblich Berlin 1827 erschienen; das Erscheinungsjahr sollte wohl 1857 lauten?

Zu Seite 315 des Jahrbuchs 1991 ist anzumerken: ›Doro eldengge‹ ist nicht die mandschurische Form des persönlichen Namens, sondern der Regierungsdevise, Tao-kuang (Daoguang).

Auf Seite 290 wird der Name Sima Guang genannt, aber keine nähere Ausführung zu dem Bezug unternommen. Der Erzähler erhält die Beschreibung des Gartens von Sima Guang zur Lektüre:

Sie erregte mein lebhaftes Interesse, einestheils wegen des warmen Styles, in welchem sie geschrieben war, und anderntheils auch in Folge der Anschauungen, die sie von einem chinesischen Staatsmanne offenbarte und welche mit dem Bilde, das wir uns gewöhnlich von einem Chinesen zu machen pflegen, wenig harmonirte. In meiner Nähe stand ein Tisch mit Reispapier, Tusche und Pinsel. Ich nahm von dem Papiere, griff zum Bleistift und übersetzte den Text zum Andenken an den Aufenthalt bei einem chinesischen Grafen. Er lautete:

»Andere Menschen mögen Paläste bauen, in denen sie ihre Sorgen einschließen oder ihren Eitelkeiten fröhnen; ich aber habe mir eine liebliche Einsamkeit geschaffen, um meine Mußezeit angenehm zu verbringen und meine Freunde bei mir zu sehen. [...]

»In der Mitte desselben liegt ein sehr großer Saal, in welchem ich fünftausend Bücher verwahre, um mit der Weisheit reden und mit den alten Gelehrten verkehren zu können. Gegen Mittag liegt, umgeben von Wasser, ein kleinerer Saal, ummunnelt von einem Bache, der von den westlichen Hügeln herabspringt. Er bildet ein tiefes Bassin, aus welchem fünf Wasser fließen, auf denen unzählige Schwäne segeln.

»Am Ufer des ersten Baches, welcher schäumende Cascaden bildet, liegt ein steiler Fels mit einem Gipfel, welcher gekrümmt ist wie der Rüssel eines Elephanten und einem scheinbar in der Luft schwebenden Cabinete zur Stütze dient. Dieses ist unverschlossen, damit man die frische Luft einathmen und die Edelsteine sehen könne, mit welchen die Morgenröthe die emporsteigende Sonne krönt.

1 Walter Schinzel-Lang: Fundierte Kenntnisse oder phantasievolle Ahnungslosigkeit? Die Verwendung der chinesischen Sprache durch Karl May. In: JbKMG 1991, S. 287.

»Der zweite Bach theilt sich nach wenigen Schritten in zwei Kanäle, welche sich um eine Galerie winden, welche mit einer doppelten Terrasse eingefast ist, die von Blumen duftet und Rosen- und Granatbäume als Pfeiler hat.

»Der dritte Bach schlägt einen Bogen um einen einsamen Porticus herum und bildet dort eine niedliche Insel, deren Ufer mit Sand, Muscheln und glänzenden Kieselsteinen verziert sind. Ein Theil dieser Insel ist mit immergrünen Bäumen bepflanzt, und auf dem andern steht eine Hütte von Rotang, wie sie unsere Fischer haben.

»Die beiden letzten Bäche scheinen einander zu suchen und dennoch zu fliehen. Sie plätschern am Rande einer blumenreichen Wiese dahin, welcher sie Labung spenden. Zuweilen treten sie aus ihrem Bette und bilden kleine Weiher, welche von grünendem Rasen umschlossen werden. Dann verlassen sie die Wiese, bilden schmale Rinnen, brechen sich durch ein Labyrinth von Felsen, welche ihnen den Weg streitig machen. Dann entfliehen sie, tief rauschend oder silberne Wellen bildend, in engen Windungen durch den Ausgang. [...]

»Tief unten liegt eine Grotte, welche nach und nach weiter wird und dann einen ausgewölbten Saal von unregelmäßiger Gestalt bildet und das Licht durch eine breite, mit Geisblatt und wilden Reben umsäumte Öffnung erhält. Hier findet man erquickenden Schutz gegen die drückende Sonnenwärme. Einzelne Felsblöcke und Bänke, welche in den Stein gehauen sind, dienen als Sitze. Aus einer der Wände springt ein Quell hervor in die Höhlung eines großen Steines, fließt in silbernen Fäden aus derselben ab, windet sich durch zahlreiche Spalten und sammelt sich in einem Bassin, welches zum Baden einladet. Dann verliert es sich unter einem Gewölbe, macht dort eine Wendung und fließt dann einem Teiche zu, der sich am Fuße der Grotten befindet. Zwischen ihm und dem Felsengewirr führt ein schmaler Pfad dahin. Dort gibt es wilde Kaninchen und im Teiche spielen Fische. [...]

»Wenn ich in meiner Bibliothek genug gedacht und geschrieben habe, steige ich in einen Kahn, welchen ich selber rudere, und genieße das Vergnügen, welches mir mein Garten bietet. Oft lege ich, während ein breiter Strohhut mich vor den Sonnenstrahlen schützt, bei der Fischerinsel an. Ich locke die Fische, welche im Wasser spielen, und denke an die Leidenschaften der Menschen, wenn ich bemerke, daß ein Fisch vergeblich nach dem Köder schießt. [...]

»Ich betrete ein Häuschen, um zu beobachten, wie der Storch den Fischen nachstellt. Bald aber habe ich vergessen, weshalb ich gekommen bin, denn ich habe die Geige ergriffen und bewege die Vögel, mit einzustimmen.

»Oft überrascht mich der scheidende Sonnenstrahl, wenn ich noch eine Schwalbe beobachte, welche in zärtlicher Fürsorge für ihre Kinder umherflattert; dazus ehe ich, welche Listen der Raubvogel aufbietet, um seine Beute zu erlangen. Der Mond ging bereits auf, und ich sitze noch immer da; das ist ein Genuß mehr. Wenn der Bach murmelt, wenn die vom Winde bewegten Zweige rauschen versinke ich beim Anblick des Firmamentes in süße Träume. Die ganze Natur redet mit meiner Seele; das Gefühl besiegt mich, und erst die Zeit der Mitternacht bringt mich zu meiner Wohnung zurück.

»Zuweilen kommen Freunde, um meine Einsamkeit zu unterbrechen. Sie lesen mir ihre Arbeiten vor oder hören die meinigen an. Sie betheiligen sich an meinen Erholungen. Unser frugales Mahl wird erheitert vom Weine und gewürzt von der Philosophie. Am Hofe werden die Leidenschaften erregt; man verleumdet dort einander, schmiedet Waffen und legt Schlingen. Wir dagegen verkehren mit der Weisheit und weihen ihr unsere Herzen. Mein Auge ist ihr immer zugewandt, leider aber werden ihre Strahlen durch zu vieles Gewölk getrübt.

»Wenn ein Sturm diese Wolken verjagt, dann wird die Einsamkeit für mich ein Tempel des Glückes werden. Doch, was rede ich! Ich habe ja als Vater, Gatte, Unterthan und Mann der Wissenschaft tausend Pflichten, und mein Leben ist nicht mein alleiniges Eigenthum. Lebe wohl, lieber Garten, lebe wohl! Die Liebe zu den Meinen und zum Vaterland ruft mich nach der Stadt zurück. Deine Reize mögen Dir treu bleiben, um mir die Sorgen zu verscheuchen und meine Tugend zu bewahren! «²

Bei diesem bemerkenswerten Stück Prosa, vom Erzähler so flüssig aus dem Handgelenk übersetzt, handelt es sich um eine ausgeschmückte Version des ›Tu-lo-yüan‹ (Duleyuan), einer Beschreibung des Gartens der einsamen Freude, die Ssu-ma Kuang (Sima Guang) schrieb, nachdem er sich 1071 nach Lo-yang (Luoyang) zurückgezogen hatte. Der Text gehört mit dem berühmten Brief von Br. Denis Attiret über Gartenanlagen des Sommerpalastes Yüan-ming-yüan und dem Werk von William Chambers über Gartenarchitektur zu den Quellenwerken zum Thema. Bei näherer Betrachtung stellt sich der Text als eine Übersetzung des ›Gartens des Sse-ma Guang‹ heraus, von Pater Pierre-Martial Cibot in den ›Mémoires concernant les Chinois‹ (so der gängige Kurztitel der Reihe) 2/1777, S. 645–650 (übrigens wiederholt in Bd 15), veröffentlicht. Mit Sicherheit hat Karl May dieses Jesuitensammelwerk nicht gelesen; glücklicherweise hatten jedoch die Patres Huc und Gabet denselben Text in ihre Beschreibung des chinesischen Reichs aufgenommen: „The Chinese empire: forming a sequel to the work entitled Recollections of a journey through Tartary and Thibet. By M. Huc, formerly Missionary Apostolic in China. 2nd ed. London: Longman, Brown, Green, and Longmans 1855, 189–184.“³ Und so war es für Karl May einfach, den kompletten Text der deutschen Fassung des Buches zu entnehmen.

Weitere Übersetzungen des Textes finden sich bei Marie-Luise Gothein, ›Geschichte der Gartenkunst‹, Jena 1926, II, S. 327–330 (aus dem Französischen) und bei Osvald Sirén, ›Gardens of China‹, New York 1949, S. 77–78 (Tu-lo-yüan, A garden for private pleasure) sowie Ji Cheng, ›The craft of gardens‹, New Haven, London 1988, S. 123–124 (aus dem Chinesischen).

Eine neue Übersetzung sowohl aus dem Französischen wie auch aus dem sehr viel nüchternen chinesischen Original ist Günther Debon zu verdanken: ›China zu Gast in Weimar‹, Guderjahn, Heidelberg, 1994, S. 252–256: ›Der Garten des Sse-ma Guang. Ein Gedicht‹ (Übersetzung aus den ›Mémoires‹); S. 256–258: ›Sse-ma Guang: Die Aufzeichnung vom Garten der einsamen Freude‹ (Übersetzung aus dem Chinesischen). Debon geht auch der Frage nach, wann der Text in Deutschland bekannt wurde und warum sich der Prosatext im Französischen als ›Gedicht‹ präsentierte: ›Bertuch und der Garten des Sse-ma Guang‹ (S.79ff.).

Zu dem im ›Jahrbuch der KMG 1997‹ erwähnten medizinischen Werk ›Wan-ping-tsui-tschün (der zurückkehrende Frühling aller Krankheiten)‹⁴ (Pierer IV, S. 39) nur

2 Karl May: *Der Kiang-lu*. In: *Deutscher Hausschatz* 7/1880, S. 172–173

3 Der französische Text liegt mir im Moment nicht vor. Deutsche Version in Evariste Régis Huc/Joseph Gabet: *Wanderungen durch das chinesische Reich*. Bearb. von Karl Andree. Leipzig 1855. Ausg. Leipzig 1877, S. 76–80.

4 Rudi Schweikert: ›Der Kiang-lu‹ und der ›Pierer‹. ›Chinoiserien‹ aus dem Lexikon. Zu Karl Mays Quellenbenutzung. In: *JbKMG* 1997, S. 105.

eine Anmerkung: Es handelt sich um ein heutzutage wenig bekanntes Buch vom Ende der Ming-Zeit, das jedoch schon zur Büchersammlung des Großen Kurfürsten gehört hat und in seinem Katalog verzeichnet war. Desgleichen existiert ein Fragment dieser Ming-Ausgabe in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, und einige Blätter haben sich jüngst in der Stuttgarter Landesbibliothek gefunden. Es hat also hierzulande offenbar einmal eine Rolle gespielt – Karl May war das natürlich unbekannt, als er den Titel abschrieb, der übrigens korrekt ›Wan-ping hui-ch'un‹ (Wanbing huichun) lautet.



Dieter Plep

Immer fällt mir, wenn ich an den Indianer denke, der Türke ein

Mit diesen denkwürdigen Worten beginnt Karl May den ersten Band *Winnetou*¹, der nicht nur sein meistgelesenes Werk wird, sondern späteren Reiseerzählungen, sofern sie im Wilden Westen spielen, Form, Personal und unzählige Details aufzwingt.

Wie bei allen nicht auf den ersten Blick zu dechiffrierenden Äußerungen steckt auch hierin mehr als nur ein Verweis auf damals aktuelle Ereignisse, den Russisch-Türkischen Krieg 1877/78 und den Winter 1875, als sich versprengte Reste indianischer Völker sammelten, um sich ein letztes Mal gegen die weißen Eindringlinge zur Wehr zu setzen (was in den inzwischen legendären Sieg Sitting Bulls am Little Big Horn mündete), sondern ›der Türke‹ ist eine historisch belegte Person!

May, der nicht müde wurde zu beteuern, daß es für ihn keinen Zufall gäbe, muß, ich kann nicht ermitteln, aus welcher Quelle, von der Reise des Francisco Vásquez de Coronado (1510–1554) Kenntnis gehabt haben; Coronado war ausgezogen, für Spanien die sagenhaften Sieben Städte von Cibola zu entdecken, und dies war der erste schriftlich dokumentierte Vorstoß von Europäern in jene Gegenden, die unsere Vorstellungen vom Wilden Westen nachhaltig geprägt haben – erstmals begegnete man Pueblos, der Prärie, den Bisons, und drei, auf einem Kundschafterritt

¹ Hier zitiert nach HKA IV.12, S. 9.

verlorene Pferde, „die in der Prärie verwilderten [...] wurden zu den Vorfahren der berühmten Mustangs.“²

Schon in der Einleitung zu *Winnetou* handelt May die Essenz der fast 400jährigen Leidensgeschichte der Ureinwohner Amerikas seit der Entdeckung der Neuen Welt durch Cristobál Colombo ab, und zwar so treffend, daß Wertungen späterer Historiker, Amerikanisten oder auch Abenteuerschriftsteller kaum anders klingen:

„Als 1848 feststand, daß im Fernen Westen ungeheure Bodenschätze lagerten, als 1865 klar wurde, daß der Steppengürtel ideales Weideland für Millionen Rinder und die zukünftige Kornkammer Amerikas war, da wurde angesichts der mit unheimlicher Gewalt losbrechenden, monströsen Habgier der Weißen offensichtlich, daß es kein Quentchen Land zwischen den Ozeanen gab, das man ohne Verzicht auf realisierbaren Reichtum den Indianern hätte belassen können“, schrieb, rund hundert Jahre nach Karl May, H. J. Stammel.³

›Turcos‹ (spanisch: ›der Türke‹), den Spaniern seiner Tätowierung wegen aufgefallen, trug „das Bisonbild auf seiner Brust“ (Meissner, S. 145), „war ein gutgebauter, kräftiger Mann, intelligent und hilfsbereit“ (S. 165). Als Sklave, dem man in Aussicht gestellt hatte, die Freiheit wiederzuerlangen, führte er, „wahrscheinlich der erste Indianer zu Pferde in der Prärie“ (S. 216), die Spanier monatelang in die Irre, und wurde am Ende von Ysotepe, einem indianischen Kollaborateur, mit bloßen Händen erwürgt.

Im Zusammenhang mit diesem fast zweijährigen Ritt – von der damals nördlichsten Provinz Mexikos ausgehend bis in den heutigen US-Bundesstaat Arizona – ist eine weitere Person von Interesse, und zwar ebenfalls ein Sklave, dem man spätere Freiheit versprochen hat.

Esteban, einer der ersten Farbigen, der amerikanischen Boden betreten hat, gehörte den vier Überlebenden „der Expedition von Pánfilo de Narváez“ (S. 15) an und beherrschte „jene indianische Zeichensprache [...], mit deren Hilfe man sich bei allen Stämmen verständigen konnte“ (S. 18), was ihn prädestinierte, den Spaniern als Kundschafter zu dienen: „Seine Hautfarbe würde weniger auffallen als die eines weißen Mannes, denn es gab auch unter den Indianern sehr dunkle Typen.“ (S. 41)

Spätere Schwarze in Mays Werk (Nigger-Bob) erhalten dann einige seiner auffallendsten Eigenschaften, so etwa die Schwierigkeiten, die spanische Sprache zu erlernen, aber auch den Hang zu Prahlerei und Großmannssucht. In englischer Übersetzung liegt der Augenzeugenbericht Pedro de Castanedas vor (im Internet unter www.pbs.org/weta/thewest/wpages/wpags610/coronal.htm), in vereinfachter Form, wie im vorliegenden Aufsatz zitiert, in Hans-Otto Meissners ›Ich fand kein Gold in Arizona‹.

„Es begann damit, daß Esteban [...] immer schönere Gewänder seinem Gepäck entnahm, um sich damit zu schmücken. Wie ein Sultan ritt er auf seinem Maultier einher, mit blitzenden Glasketten um den Hals und bunten Federn im grellgrünen

2 Hans-Otto Meissner: Ich fand kein Gold in Arizona. Stuttgart 1967, S. 206.

3 Zitiert nach Christoph S. Hagen: Geheimauftrag. Freiburg/Brsg. 1969, S. 10.

Turban. [...] Der unwürdige Mensch forderte die besten Lebensmittel für sich, verlangte jedes Schmuckstück, das er bei seinen Gastgebern sah, und [...] leider erfüllte man ihm seine Wünsche.“ (S. 60)

Ganz so operettenhaft sind May einige seiner Nebenfiguren geraten – was neben diesem historischen Vorbild allerdings noch den Zirkus bzw. Jahrmarktsvergnügen als Inspirationsquelle gehabt haben dürfte.

„Der Mohr hatte trotz all seiner Habgier [...] alles getan, was er für die nachfolgenden Männer tun sollte. Tag für Tag stieß man auf ein Depot von Lebensmitteln [...] Jedes dieser Lager, unter Steinhügeln verborgen, war durch ein Holzkreuz kenntlich gemacht. Alle Indianer respektierten es, weil Esteban ihnen gesagt hatte, die Erde werde sich öffnen und jeden Frevler verschlingen, der es anrührte.“ (S. 61f.)

Eben diese Aufbewahrungsform von Nahrungsreserven findet sich auch bei May, obgleich der Steinhügel mit Holzkreuz auch an Gräber erinnert, wie sie manchenorts improvisiert werden müssen – am deutlichsten natürlich Winnetous Grab!

Das weitere Schicksal Estebans ist in o.g. Quellen nachzulesen, hat jedoch keine Ähnlichkeit mit Textstellen im Werke Karl Mays.



Steffen König

Karl May und die Oper – zwei Bemerkungen

In dem im September dieses Jahres erschienenen Sonderband ›Karl May und die Musik‹,¹ der neben der sehr zu begrüßenden Erstveröffentlichung eines Großteils von Mays Kompositionen auch eine Fülle von Informationen und Anregungen enthält, sind Teile aus einer Briefzuschrift eines Alex. von Parantz vom 22. März 1908 an Karl May abgedruckt, in der es u. a. heißt: „Große Freude hätte ich, wollten Sie, hochverehrter Herr Doktor, mir einen gnädigen Einblick in das ›Textbuch‹ der Oper ›Winnetou‹ gestatten!?“ (S. 278) Christoph F. Lorenz stellt diesbezüglich die Frage, woher der Schreiber „wohl den Hinweis auf die Oper *Winnetou*“ habe und spekuliert „aus dem *Ölprinz* etwa?“ (S. 278f.) Eine naheliegendere Erklärung

1 Hartmut Kühne und Christoph F. Lorenz: Karl May und die Musik. Bamberg/Radebeul 1999 (=Sonderband zu den Gesammelten Werken Karl May's).

als die zwölfaktige *Heldenoper*² des Kantors – Kantor *emeritus!* *Es ist wirklich nur der Vollständigkeit halber*³ – findet sich in der autobiographische Skizze *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen*⁴, in welcher May den sicherlich staunenden Hausschatz-Lesern die Mär aufischt, er *komponiere jetzt selbst an einer Oper* (S. 20), und des weiteren verrät, *daß ich die Absicht habe, Winnetou auf die Bühne zu bringen.* (S. 21) Der Vorstellung, daß sich May in seiner ›Renommierzeit‹ in den 1890er Jahren der Öffentlichkeit nicht nur als der leibhaftige Old Shatterhand alias Kara Ben Nemsî Effendi präsentierte⁵, sondern neben dem weltreisenden Alleskönner und unübertrefflichen Sprachgelehrten gleichsam nebenbei auch noch den Opernkomponisten zu mimen anhub, haftet durchaus auch etwas ungemein Erheitendes an: eine Eulenspiegelerei, wie sie grotesker fast nicht ersonnen werden könnte, man möchte meinen, *daß solche oder ähnliche Szenen nur in Romanen vorkommen können.*⁶ Neben der quasi offiziellen Erklärung im ›Deutschen Hausschatz‹ bietet sich für dieses neuerliche Rollenspiel, dem May „sein Leben lang wie ein Süchtiger gefrönt“ hat⁷, eine weitere Quelle an, die vermuten läßt, daß sich vergleichbare Szenen des öfteren in der seinerzeit vielbesuchten Villa Shatterhand zu Radebeul abgespielt haben müssen. Von seinem ersten Besuch am 5. Januar 1897 berichtet Max Welte: „Nach Tische setzte sich May an’s Klavier. [...] Er spielte Stücke aus seiner Oper ›Winnetou‹, an welcher er jetzt arbeitet“.⁸ Bei allem Respekt vor derartigen Improvisationsleistungen, lassen beispielsweise die Fragmente einer *Die Pantoffelmühle* betitelten *Original Posse mit Gesang und Tanz in acht Bildern*⁹ erkennen, daß an die Komposition einer wirklichen Oper wohl nicht ernsthaft zu denken war. In der Reiseerzählung »*Weihnacht!*« läßt der Kantor¹⁰ dem Ich-Erzähler folgende Beurteilung zuteil werden: *Da Sie die Musik nicht als Fachstudium treiben wollen, werden Sie zwar soviel komponieren lernen, wie man, um mich eines Volksausdruckes zu bedienen, für Haus und Küche braucht, mehr nicht; das genügt aber auch für Sie,*¹¹ womit May wohl die zutreffendste Selbsteinschätzung seiner kompositorischen Fähigkeiten gelungen sein dürfte. Genug war ihm das anscheinend aber doch nicht...

Einen weiteren Aspekt zum Thema May und die Oper bietet Hobbler-Franks Verballhornung von Opern-Titeln und Zitaten in der Jugenderzählung *Der schwarze*

2 Karl May: *Der Oelprinz.* (= HKA III.6). Zürich 1992, S. 613.

3 Ebd., S. 53.

4 Karl May: *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen.* In: *Deutscher Hausschatz*, Jg. 23, 1896/97 (Reprint KMG 1982).

5 Vgl. dazu Claus Roxin: »Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand«. In: *JbKMG* 1974, S. 15–73.

6 Karl May: *Im Lande des Mahdi I.* Reprint KMG 1983, S. 560. (Der geneigte Leser mag versuchsweise anstelle von *Romane* einmal ›Opern‹ setzen!)/

7 Heinz Stolte: *Mein Name sei Wadenbach.* In: *JbKMG* 1978, S. 37–59, hier S. 48.

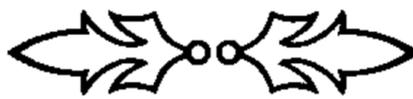
8 Zitiert nach Fritz Maschke: *Karl May und Emma Pollmer.* Bamberg 1973 (= Beiträge zur Karl-May-Forschung 3), S. 77.

9 Teile daraus abgedruckt bei Kühne/Lorenz, wie Anm. 1, S. 149ff., S. 162ff. u. S. 222ff.

10 Nein, diesmal nicht *emeritus!*

11 Karl May: »*Weihnacht!*« (= HKA IV.21). Nördlingen 1987, S. 20.

*Mustang*¹², deren detaillierte Untersuchung und Aufschlüsselung bislang noch aussteht.¹³ Die Nennung einer „fiktiven Oper ›Robert und Bertram‹“¹⁴ veranlaßt Hartmut Kühne – zumal unter Berücksichtigung der auffälligen Tatsache, daß May in *Der verlorne Sohn* die Figur eines Dichters unter dem Namen Robert Bertram auftreten läßt – zu der interessanten Assoziation von Giacomo Meyerbeers Oper ›Robert der Teufel‹ (›Robert le diable‹), da „in dieser Oper zwei Hauptpersonen mit den Namen Robert und Bertram agieren“.¹⁵ Zuvor schon hatten Rudi Schweikert als Inspirationsquelle für den bemerkenswerten Robert Bertram des Kolportageromans wie auch Hedwig Pauler zur Erklärung für das rätselhafte Zitat des Hobbler-Frank eine „kolorierte Bildgeschichte“ (Pauler) oder „Posse“ (Schweikert) ›Robert und Bertram‹ von Gustav Raeder ausgemacht.¹⁶ Kurioserweise ist nun aber tatsächlich eine Oper nachweisbar mit dem Titel ›Robert und Bertram‹!¹⁷ Bedauerlich nur, daß dieses vollkommen in Vergessenheit geratene Werk von Otto Fiebach (1851–1937)¹⁸ erst am 1. Januar 1904¹⁹ in Danzig uraufgeführt wurde, mithin also zur Erklärung unseres Robert-Bertram-Komplexes um zwei Jahrzehnte zu spät kommt. Die spannende Frage, ob es eventuell doch eine entsprechend ältere Opernvertonung gleichen Titels gegeben haben könnte, deren Sujet unter Umständen ein überraschendes Licht auf diese nach wie vor unklare Angelegenheit zu werfen imstande wäre, muß einstweilen leider offen bleiben.



-
- 12 Nachzulesen in Karl May: *Der schwarze Mustang* (HKA III.7). Zürich 1992, S. 220f.
 13 Ansätze hierzu in: Hartmut Kühne: Musik in Karl Mays Leben und Werk. In: JbKMG 1996. S. 39–77, hier S. 68; sowie in: Hedwig Pauler: Deutscher Herzen Liederkranz. Ebermannstadt 1996 (= Materialien zur Karl-May-Forschung 18).
 14 Kühne wie Anm. 13, S. 69.
 15 Ebd., S. 69.
 16 Vgl. hierzu Rudi Schweikert: Von Befour nach Sitara – in Begleitung der Wilden Jagd. In: JbKMG 1994, S. 104–142, hier S. 126; sowie Pauler, wie Anm. 13, S. 396.
 17 The New Franzen Opera Encyclopaedia. Zürich 1998, S. 313.
 18 Ein paar Informationen liefert der Artikel von Erwin Kroll in: Musik in Geschichte und Gegenwart (MGG) 16 (Supplement). Kassel 1979, Sp. 273f.
 19 MGG 16 (Supplement), wie Anm. 18, nennt als Uraufführungsjahr 1903.

Wahrheit und Märchen

„Eine jüdische Legende erzählt, die Wahrheit und das Märchen seien einander eines Tages auf der Dorfstraße begegnet, das Märchen bunt gekleidet und fröhlich, die Wahrheit abgehärmt und in grauem Gewand. Die Wahrheit klagt, niemand wolle sie einlassen; das Märchen antwortet, da es sich farbig und heiter gebe, lasse jedermann es gern zur Tür herein, und es müsse nicht darben. ‚Mach es wie ich‘, empfiehlt das Märchen der Wahrheit, und so erscheint nun die Wahrheit im Märchengewand, nämlich die von der Weisheit, die sich in ihm verbirgt.“

(Hildegunde Wöller: Aschenputtel. Energie der Liebe. Zürich 1984, S. 85 [Reihe Weisheit im Märchen. Hg. von Theodor Seifert])



Es gibt irdische Wahrheiten, und es gibt himmlische Wahrheiten. Die irdischen Wahrheiten werden uns durch die Wissenschaft, die himmlischen durch die Offenbarung gegeben. Die Wissenschaft pflegt ihre Wahrheiten zu beweisen; was die Offenbarung behauptet, wird von den Gelehrten höchstens als glaubhaft, nicht aber als bewiesen betrachtet. So eine himmlische Wahrheit steigt an den Strahlen der Sterne zur Erde nieder und geht von Haus zu Haus, um anzuklopfen und eingeladen zu werden. Sie wird überall abgewiesen, denn sie will geglaubt sein, aber das tut man nicht, weil sie keine gelehrte Legitimation besitzt. So geht sie von Dorf zu Dorf von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ohne erhört und aufgenommen zu werden. Da steigt sie am Strahl der Sterne wieder himmelan und kehrt zu dem zurück, von dem sie ausgegangen ist. Sie klagt ihm weinend ihr Leid Er aber lächelt mild und spricht: »Weine nicht! Geh' wieder zur Erde nieder, und klopfe bei dem Einzigen an, dessen Haus du noch nicht fandest, beim Dichter. Bitte ihn, dich in das Gewand des Märchens zu kleiden, und versuche dann dein Heil noch einmal!« Sie gehorcht. Der Dichter nimmt sie liebend auf und kleidet sie. Sie beginnt ihren Gang als Märchen nun von Neuem, und wo sie anklopft, ist sie jetzt willkommen. Man öffnet ihr die Türen und die Herzen. Man lauscht mit Andacht ihren Worten; man glaubt an sie. Man bittet sie, zu bleiben, denn Jeder hat sie liebgewonnen. Sie aber muß weiter, immer weiter, um zu erfüllen, was ihr aufgetragen worden ist. Doch geht sie nur als Märchen; als Wahrheit aber bleibt sie zurück. Und wenn man sie auch nicht sieht, sie ist doch da und herrscht im Haus für alle Folgezeiten.

So, das ist das Märchen! Aber nicht das Kindermärchen, sondern das wahre, eigentliche, wirkliche Märchen, trotz seines anspruchslosen, einfachen Kleides die höchste und schwierigste aller Dichtungen, der in ihm wohnenden Seele gemäß. Und einer jener Dichter, zu denen die ewige Wahrheit kommt, um sich kleiden zu lassen, wollte ich sein!

(Karl May: *Mein Leben und Streben* [Freiburg i. Br. 1910], S. 140f.)

Über irgendeine Quelle wird May die oben erwähnte Legende gekannt haben. Er hat sie dann in seinem Sinne ausgeschmückt und für die Selbstbiografie verwendet.

Hermann Wohlgschaft

Manfred Raub

Pueblos und Pueblo-Indianer bei Karl May

„Diese braunen Menschen starben, bevor sie eingetreten waren in ein volles, rauschendes Dasein, starben schon im Alter der Steinzeit, starben im Frühling. Der Zenith des Lebens war ihnen noch nicht einmal nahe, und schon werden sie fortgeweht in das Vergessen. Eine Knospe am Baum der Menschheit, die sich noch nicht erschlossen hatte.“

Herbert Kühn

Vorbemerkung

Die von Professor Meredith McClain auf den Spuren Karl Mays veranstalteten Reisen haben bisher in den Llano, zu den Apache, an den Rio Grande, nach Mexiko, Albuquerque und in die Gebiete der Pueblos um Santa Fe und nach Taos geführt. ›Winnetour IV‹ wird uns – im Anschluß an das Karl-May-Symposium in Lubbock im September dieses Jahres – wieder in den Südwesten der Vereinigten Staaten bringen.

Dies möchte ich zum Anlaß nehmen, in einer kleinen Aufsatzreihe das Auftreten von Pueblos und Pueblo-Indianern in Karl Mays Werken etwas näher zu betrachten und den historischen Hintergrund sowie das Land und seine indianischen Bewohner vorzustellen.

1. Das Pueblo am Rio Pecos

Der Rio Pecos

›Pecos‹ ist eine spanische Angleichung an ein Wort aus der Keressprache, übersetzt ›Wasserstelle‹. Der Pecos entspringt in den Montes de Sangre de Cristo nordöstlich von Santa Fe. Aus dem Hochgebirge kommend, mäandert er seinen Weg durch das Hügelland von New Mexico und West-Texas süd-



Der Pecos River bei Roswell, New Mexico

wärts zum Rio Grande. Mit 1.176 km erreicht er fast die Länge des Rheins (1.320 km). Karl May, hier als Old Shatterhand sprechend, sagt zu recht:

Der Pecos ist überhaupt kein wasserreicher Fluß und hat im Sommer und Herbste noch weniger Wasser als im Winter und Frühling; doch giebt es tiefe Stellen, bei denen man auch während der heißen Jahreszeit fast gar keine Abnahme bemerkt; da giebt es dann fetten Gras- und reichen Baumwuchs, welcher die Indianer zum Aufenthalte veranlaßt, weil ihre Pferde hier immer Weide finden. Eine solche Stelle sah ich vor mir liegen. Das Thal des Flusses war wohl eine gute halbe Wegstunde breit und an beiden Ufern rechts und links von uns mit Busch und Wald bestanden, woran sich grüne Grasstreifen schlossen. (Winnetou I, GR VII, S. 326).

Das Pueblo am Seitenarm des Rio Pecos

In seiner Arbeit ›Karl May und die Indianer‹ (SoKMG 19/1979, S. 17)¹ schreibt Bernd Banach:

„Drei Mescalero-Gruppen, geführt von Daxle Ylchi (!), Alonso und Juan Tuerto (die indianischen Namen der beiden letzten sind nicht bekannt), ließen sich in einem verlassenen Pueblo nieder. Sie wollten mit Hilfe der Spanier und einiger Missions-Indianer ihr gewohntes Leben aufgeben und, wie es so schön heißt, ‚den Weg des weißen Mannes gehen‘. Jenes Pueblo befand sich in einem Seitental des Rio Grande, am Rio Conchos, in der neuspanischen Provinz Nueva Vizcaya (heute: Chihuahua), und hieß dementsprechend San Francisco de Conchos. Es könnte das Vorbild für Karl Mays Mescalero-Pueblo gewesen sein, nur verlegte er es in dichterischer Freiheit in ein Seitental des Rio Pecos und erweiterte es auf eine Zahl von Stockwerken, die selbst die Großbauten des 11. bis 14. Jahrhunderts nicht aufzuweisen hatten.“

Zum fiktiven, aufgestockten Pueblo im Seitental schreibt Karl May: *Auf einem sol-*



Nordteil des Taos-Pueblos, wie es 1886 aussah.

¹ Ich möchte Eckehard Koch danken, der mir diese Quelle zugänglich gemacht hat.

chen Pyramidenpueblo befand ich mich, und zwar, wie ich jetzt gesehen hatte, auf dem achten oder neunten Stockwerke derselben (Winnetou I, S. 325). Bernd Banach hat schon recht: Selbst die Großbauten, Pueblo Bonito oder Pecos, hatten nur vier oder fünf Stockwerke.

1540 beim Einzug der Spanier soll etwa das Taos-Pueblo fünf und sechs Etagen besessen haben. 1693–94 zerstörte ein Brand weite Teile der Siedlung, heutzutage sind es jedoch nur noch fünf Aufbauten in der letzten Reihe des treppenförmigen Pueblos. Castaño beschreibt 1591 das Picuris-Pueblo als große Siedlung mit achtstöckigen Häusern. 1796 zerstörten die Comanche das Dorf. Das Pueblo wurde, allerdings nur noch einstöckig, wieder aufgebaut.

Es ist schon erstaunlich, wie ein Volk – Anasazi-Pueblos – ohne das Eisen und die Bequemlichkeiten von Rad und Wagen zu kennen, Häuser zu bauen verstand, von denen manche die Jahrhunderte überdauerten. Das erste Wohnhaus mit sieben Stockwerken wurde erst 1869 in New York errichtet, als gewagtes Experiment weltweit bestaunt.

Adobe

Es sollen hier nun zunächst einige Anmerkungen zur Adobebauweise des Taos-Pueblo folgen.² Adobe ist seit langem das wichtigste Baumaterial im Südwesten. Mauern und Dächer sind dauerhaft und zeitlos. Das Wort ›Adobe‹ entstammt dem Arabischen und wurde von den spanischen Siedlern Ende des 15. Jahrhunderts ins Land gebracht.

Die Anfänge dieser Bauweise könnte man in den Zeitraum der Pueblo-Kulturen III und IV legen. Die Spanier führten nicht nur den Begriff Adobe ein, sondern auch ein neues Herstellungsverfahren für das Baumaterial. Sie zimmerten Holzformen in der Größe der gewünschten Adobe-Ziegel, die an beiden Enden Handgriffe hatten. Bis zu acht Ziegel faßten diese Formen, man stellte sie auf den Boden und füllte sie mit einer Schlamm- und Stroh Mischung. Das Stroh beschleunigte den Trockenvorgang, denn es zog Flüssigkeit aus dem Inneren des Ziegels ab und verhinderte die Bildung von Rissen. Nach der Sontrocknung entfernte man die Holzformen.

Wenn der Adobebau im richtigen Einfallswinkel zur Sonne steht, kann er über längere Zeit Wärme speichern. Diese Bauweise wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beibehalten, bis die nordamerikanischen Siedler neue Bautechniken einführten. Heutzutage baut man teilweise wieder im Adobestil. Die Ziegel, in Blockform, werden auf industrieller Basis gefertigt. Als Stabilisator wird eine Asphaltemulsion beigemischt, die den ungebrannten Lehmziegel so hart macht, daß keine Flüssigkeit eindringen kann.

Gedanken und Realitäten

Ich hatte zwar von den indianischen Pueblos gelesen, aber noch keines gesehen. Sie sind zum Zwecke der Verteidigung errichtet, und ihre Bauart, so eigenartig sie ist, entspricht dieser Bestimmung auf das allerbeste. (Winnetou I, S. 324). Diese zweifellos autobiografische Aussage beweist, daß Karl May sich mit den Pueblos und ihren Bewohnern befaßt hat, zuerst etwas zögerlich – in *Winnetou I*, beschreibt

² Weiteres dazu im 2. Teil dieser Reihe im nächsten Heft der M-KMG.

er ein Pueblo seiner Gedankenwelt, im *Ölprinz* erwähnt er einige Pueblos und ihre Anwohner –, ausführlicher in *Satan und Ischariot III*.³

Leider ist mir nicht bekannt, welche Nachschlagewerke o. ä. Karl May zur Gestaltung seiner Pueblo-Episoden verwendete, die doch die Pueblowelt in einem sehr negativen Licht erscheinen lassen (*Satan und Ischariot III*).⁴ Vielleicht hatte man vor hundert und mehr Jahren einen falschen Eindruck von Land und Leuten und sah nur den Wilden, der auch unzivilisiert leben mußte. Karl May hat diese Unrichtigkeiten übernommen und in seinen Erzählungen verarbeitet.

Der Mittellauf des Pecos und das Pueblo im *schmalen Seitentale* (*Winnetou I*, S. 326) sind als Handlungsorte ideal gewählt. Hier durchfließt der Pecos das Gebiet der Apache. Im Osten erstreckten sich in einigem Abstand der Llano und die Jagdgebiete der Comanche, im Westen der Rio Grande, zwischen Pecos und Rio Grande die heutige Mescalero-Apache-Reservation, einige Tagesritte entfernt im Nordosten Tanguas Dorf am North Fork des Red River (heute Oklahoma). Der Hauptgrund für die Wahl des Pecos dürfte meiner Meinung nach das im folgenden vorgestellte Pecos-Pueblo gewesen sein, welches May in ›dichterischer Freiheit‹ einige 250 Kilometer nach Süden versetzte. Deshalb kann ich mich der Meinung von Bernd Banach nicht anschließen, es könnte sich um das Pueblo am Conchos im fernen Mexiko handeln; nach seinen Ausführungen bewohnten ja verschiedene Mescalero-Gruppen Pueblo-Bauten.

In allen mir erinnerlichen Reiseromanen orientiert sich Karl May mehr oder weniger an örtlichen Gegebenheiten und erwähnt sie, ob als Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi. Warum sollte er in diesem Falle von seinem Prinzip abweichen? Das reale Pueblo wird seit spanischen Zeiten immer an prominenter Stelle erwähnt, Karl May hat es bei seinem Literatur-Studium gedanklich verlegt, um hier dem edelsten Indianer, dem Häuptling der Häuptlinge, ein literarisches Denkmal zu setzen: Ein Wort – Pecos, ein Gedanke – Winnetou.

Cicuyé, das Pecos-Pueblo, war mit seinen Maßen und den 2.000 Räumen die größte Ansiedlung dieser Art überhaupt, abgesehen von eventuellen neueren archäologischen Forschungsergebnissen. Die Umfassungsmauer hatte im Oval eine Länge von fast 1.000 Metern. Selbst für heutige Verhältnisse sind zwei Wohn-/Lagerblocks mit je 1.000 Räumen eine gewaltige Anlage. Man kann sich vorstellen, wie viele Menschen dort in den besten Zeiten gelebt haben. Es scheint mir weit eher als reales Vorbild des Pueblos am Rio Pecos in *Winnetou I* denkbar. Im folgenden möchte ich es näher vorstellen.⁵

3 Zu *Ölprinz* und *Satan und Ischariot* mehr in den nächsten ›Mitteilungen‹.

4 Vgl. dazu jedoch kürzlich (nach Abschluß von Manfred Raubs Manuskript) Helmut Lieblang: „Ich war noch niemals hier gewesen“. Die Quellen zu ‚Satan und Ischariot‘. In: Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer (Hg.): Karl Mays „Satan und Ischariot“. Oldenburg 1999, S. 234–276. (jb)

5 Bestätigt werden diese Überlegungen nunmehr auch durch Lieblang, wie Anm. 4, S. 267. (jb)

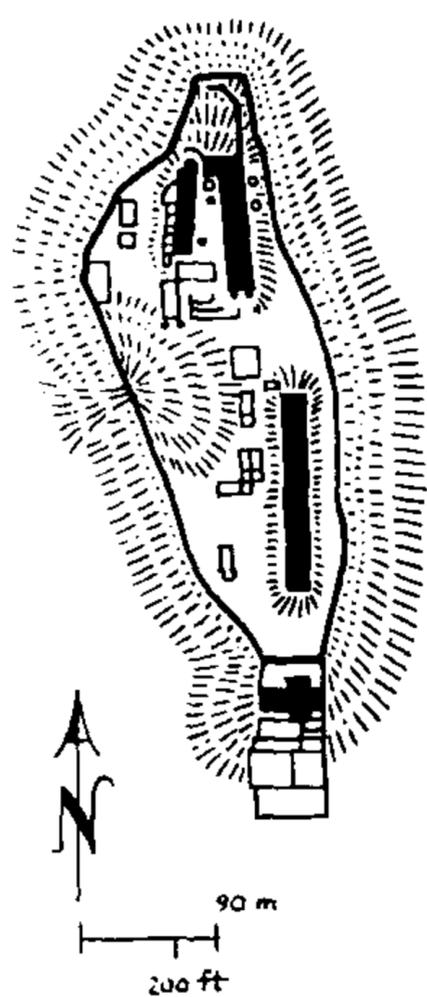
Das Pecos-Pueblo und Alfred Vincent Kidder

Cicuyé, wie das Pueblo von den Indianern genannt wurde, liegt in den südlichen Ausläufern der Sangre de Cristos nahe dem Pecos auf einem Felsrücken inmitten eines weiten Tales. Einer der Unterführer des Konquistadors Coronado erkundete es 1540. Castañeda, der Chronist der Coronado-Expedition, beschreibt das Pueblo als Ort mit etwa 500 Kriegern und vierstöckigen Häusern, auf einem Felsen gelegen, das gesamte Areal von einer niedrigen Steinmauer umgeben.

1590 wird die Siedlung nochmals von Castaño de Sosa erwähnt, der mit seinen Kriegen das Pueblo bezwang. Wen wundert es, daß auch Oñate 1598 die kleine Stadt mit den Riesengebäuden und den vielen hundert Räumen aufsuchte. Da Pecos weit abseits des Kampfgeschehens lag, spielte es 1680 im Puebloaufstand keine große Rolle, nur der verhaßte Priester verlor sein Leben.

In der Folgezeit wurde die Pecos-Bevölkerung von den Comanche periodisch überfallen und so weit dezimiert, daß nur noch wenige Menschen überlebten; eine Epidemie tat ihr übriges. 1830 waren nach den Berichten eines Beobachters nur noch 50–100 Einwohner am Leben, die in der Grabesruhe des großen Pueblos dahinvegetierten. 1839 zogen „die Letzten von Pecos“ zu ihren gleichsprachigen Brüdern nach Jémez⁶. Das Pueblo fiel der Vergessenheit anheim, die Bauten zerfielen, und die Natur nahm wieder Besitz von den vormals befriedeten Flächen. Das pulsierende Leben eines vielhundertjährigen Pueblos gehörte endgültig der Vergangenheit an. Bis 1915 strich nur noch der Wind durch die zerfallenen und nun noch mannshohen Gemäuer.

Alfred Vincent Kidder, ein Harvard-Absolvent, hatte sich auf einer Reise durch Griechenland und Ägypten vom hohen Standard europäischer Ausgrabungstechniken überzeugen können⁷. Diese Erkenntnisse und neue, von ihm entwickelte Disziplinen eröffneten dem zu dieser Zeit (um 1910) noch etwas rückständigen Nordamerika neue Perspektiven der Archäologie. Entscheidend für Kidders Entschluß, Pecos eine längere Ausgrabung zu widmen, war vor allem die ungeheure Fülle von Tonscherben, die wegen ihres differierenden Charakters verschiedene Epochen erkennen ließen, und daß „seine großen Friedhöfe niemals geplündert worden waren und seine Gräber eine reiche Ausbeute an Skeletten und Grabbeigaben versprachen“.⁸



Bandeliers erster Entwurf der Ruinenstadt Pecos, nach dem Kidder grub. Die schwarzen Komplexe im oberen Teil stellen die Pueblo-Bauten dar; der kreuzförmige Bau ist der Grundriß der jüngeren spanischen Missionskirche.

6 Vgl. weiter unten den Zeitungsbericht vom 23. Mai 1999.

7 Alfred Vincent Kidder (1885–1963, nordamerikanischer Archäologe) veröffentlichte 1924 sein Buch ›An Introduction to the Study of Southwestern Archaeology‹.

8 Kidder, zit. nach C. W. Ceram: Der erste Amerikaner. Reinbek b. Hamburg 1978, S. 91.

Kidders Grabungen im Pecos-Pueblo von 1915–1929 brachten in vier Kampagnen 1.200 Skelettfunde und hunderttausende von Scherben zutage, die der Bearbeitung harften. Er legte eine Chronologie von acht großen Kulturabschnitten vor, Basket-maker I bis Pueblo V, die sog. Pecos-Klassifikation.

Abschließend sei noch ein interessanter neuerer Zeitungsbericht auszugsweise zitiert:

„Sterbliche Überreste von 2.000 Pueblo-Indianern in die heilige Erde heimgeleitet

New York Times

PECOS, N.M. – Pecos- und Jemez-Pueblo-Indianer empfangen die sterblichen Überreste von nahezu 2.000 ihrer Vorfahren am frühen Samstag in der Heimat. Fast 1.000 Pueblos und Sympathisanten begleiteten den Lastwagen mit den Toten und hunderten von Artefakten auf dem letzten Teilstück des 2.200 Meilen langen Weges. Der Wagen hatte am Mittwoch Cambridge, Mass., mit seiner Ladung aus den Museen der Harvard University und der Phillips Academy in Andover verlassen und war in Richtung der Stammsitze der Pueblos in Pecos, N.M., aufgebrochen, begleitet von Nationalpark-Service-Rangern und Stammesführern des Jemez-Pueblo.

In Erwartung des Beginns des Zuges schluchzte der 87jährige Juan Ray Tafoya leise und trocknete seine Augen. Sein Enkel Bryan nahm ihn in den Arm und sprach zu ihm in Towa, der Stammessprache der Jemez-Pueblos. ‚Er möchte die letzte Meile mitgehen‘, erklärte der junge Mann, ‚für ihn ist es ein spiritueller Gang‘. [...]

Stammesälteste führten die Prozession an, unter Mitwirkung des *governor* von Pecos, Ruben Sando, welcher den Zeremonialstab [›ceremonial cane of authority‹] vorantrug, der dem Pecos-Stamm 1620 von König Philipp III. von Spanien verliehen worden war. [...]

Harvard gab die Skelettreste, die von dem Archäologen Alfred Kidder am Anfang dieses Jahrhunderts ausgegraben wurden, zurück. Experten bezeichnen es als die größte Repatriierung in der Geschichte der USA.

Am Samstag wurden die sterblichen Überreste mit geweihten Beigaben in einer Zeremonie im 7.000 Morgen großen Pecos National Historical Park, 30 Meilen südöstlich von Santa Fe, erneut beigesetzt.

Die Überreste, die aus dem 12. bis 19. Jahrhundert stammen, fanden in diesem Park erneut ihre letzte Ruhe, der den Indianern als heiliger Ort ihrer Ahnen gilt.

Randolph Padilla, ein früherer *governor* der Jemez-Pueblos, sagte, er sei von Traurigkeit überwältigt gewesen, als er die Kistenstapel mit den Körpern erstmals in Harvard sah. Aber mit dem erneuten Begräbnis, sagte er, fühle das Jemez-Volk ‚große Freude darüber, daß unsere Ahnen heimkehren.‘⁹

Das Pecos-Phänomen

Schreibt man jetzt eigentlich Fänomen? Über ein Ereignis, welches sich jüngst, oder vor längerer Zeit, am Pecos abspielte, muß noch berichtet werden.

Es handelt sich um eines der sehr seltenen und oftmals vergeblich gesuchten ›Wander-Pueblos‹, englisch ›moving pueblos‹: Man öffnet den neuen ›Karl-May-

⁹ The Sacramento Bee (Tageszeitung), 23. Mai 1999.

Atlas¹⁰ S. 256, und stellt fest: Winnetous Pueblo ist einige Meilen nördlich von Roswell an einem Nebenfluß des Pecos zu finden. Wie durch Zauberhand jedoch ist das Pueblo auf S. 265 zwischen den Hondo und Feles nach Süden gewandert!

Der Grund dafür ist, wahrscheinlich, der geheimnisvolle UFO-Absturz im Juli 1947, etwa 30 Meilen nördlich von Roswell, der bis zum heutigen Tage noch ungeklärt ist ...

(wird fortgesetzt)



Steffen Mucke

Eine Lanze für Friedrich Gerstäcker!

Eine notwendige Richtigstellung

„Ich habe mich nie in rein wissenschaftlicher Art mit Pflanzen-, Stein- oder Thierkunde beschäftigt, meine Augen dagegen fest auf den Punkt gehalten, der von den meisten Naturforschern auf das Gründlichste vernachlässigt ist – auf die Menschen, und zwar auf die Völker, wie sie jetzt auf Erden leben.“ (Gerstäcker, Selbstbiographie, S. 6).

Friedrich Gerstäcker schrieb diese Zeilen im Jahre 1870, zwei Jahre vor seinem allzu frühen Tod. Zu diesem Zeitpunkt hatte er alle großen Reisen hinter sich und somit kann dieses Zitat wohl als Lebensmaxime angesehen werden.

In den M-KMG Nr. 123, S. 42–51, schrieb Till Hiddemann einen interessanten Beitrag über eine ›Konferenz deutsch-indianischer Beziehungen‹, deren Ergebnisse in Bezug auf Gerstäcker einer Richtigstellung bedürfen.

„In den Wild-West-Erzählungen von Friedrich Gerstäcker [...] spielten Indianer zwar kaum eine Rolle, doch hob Gerstäcker dennoch ihre Feindseligkeit hervor, indem er sie z. B. als Statisten für Bahnüberfälle einsetzte.“ (S. 48).

Das Werk Gerstäckers ist jedoch so vielschichtig und umfangreich, daß solch eine Vereinfachung einfach so nicht stimmt. Erweckt diese Behauptung doch den Anschein, als ob Gerstäcker sich nur sehr oberflächlich mit dem ›Indianerproblem‹ beschäftigt hätte. Thomas Ostwald von der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft und Autor einer Gerstäcker-Biographie schreibt:

¹⁰ Hans-Hening Gerlach: Karl-May-Atlas. Bamberg 1997.

„Für den Indianer hat sich Gerstäcker fast in allen Erzählungen und Reiseberichten eingesetzt. Er hatte während seiner langjährigen Streif- und Jagdzüge oft genug indianische Jagdgefährten, mit denen er sich sehr gut verstand und bei denen er gern lebte, und von ihnen u. a. auch das Ledergerben und die Herstellung von Bekleidung erlernte.“ (Ostwald, Mississippi Bilder, S. N6).

Nun ist es leider eine traurige Tatsache, daß die Werke Gerstäckers immer mehr in Vergessenheit geraten, völlig zu Unrecht, wie ich meine. Der Lesestoff Gerstäckers ist interessant, spannend und hat einen entscheidenden Vorteil gegenüber den Texten Mays: Er ist authentisch, weil selbsterlebt.

Wenn auch die Schlußfolgerungen Gerstäckers heute nicht mehr in allen Fällen richtig sind, dürfen wir aber die Zeit, in der er lebte, nicht außer Acht lassen. Wenn er sich in seinen Werken für Naturvölker einsetzte, war dies immer auch eine Stimme gegen die Zeit. Hier läßt sich eine Parallele zu Karl May feststellen.

Im Mai 1837 brach Gerstäcker zu seiner ersten Amerikareise auf. Sechs Jahre lang durchstreifte er die USA, schrieb fleißig Tagebuch und hielt 1844 in seinem Bucherstling ›Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas‹ das Erlebte fest. In zwei großen Romanen und vielen Erzählungen ließ er in den nächsten Jahren die Welt Nordamerikas wieder aufleben, er verarbeitete hier auch seine Erlebnisse mit Indianern. Besonderes Augenmerk legte



Friedrich Gerstäcker
(Abbildung aus der ›Gartenlaube‹ von 1870)

Gerstäcker dabei auf das Verhältnis Indianer – weißer Pionier, wie ein Beispiel aus dem Jahr 1848 belegt:

„Was weiß der amerikanische Pionier von dem Unrecht, das dem Indianer vor langen Jahren von seinen Vorvätern geschehen ist; er versteht und theilt nicht die Gefühle, die den rothen Sohn der Wälder an die Scholle fesseln, unter der die Gebeine der Seinigen ruhen.“ (Gerstäcker, Indianer, S. 332).

Diese interessante Abhandlung über die Indianer, in welcher der Leser viele Details über Sitten und Gebräuche erfährt, verschwand später aus den ›Gesammelten Schriften‹, ist aber als Reprint greifbar. Sehr objektiv gelingt es Gerstäcker in dieser Abhandlung, in belehrender Form das Augenmerk des Lesers auf das Indianer-

problem zu lenken. Ein weiteres Beispiel aus den ›Mississippi-Bildern‹ findet sich im ersten Band, S. 165, die Erzählung ›Der Osage‹, wo ein Indianer durchaus positiv gezeichnet ist und den Weißen, die ihn hereinlegen wollen, ein Schnippchen schlägt. In seinem ersten Roman ›Die Regulatoren in Arkansas‹, 1845 erschienen, erschafft Gerstäcker die Indianergestalt Assowaum, die er auch sehr positiv zeichnet. Assowaum hat unter den Weißen zu leiden, seine Frau fällt Banditen zum Opfer, Gerstäcker nennt die Ursachen beim Namen, indem er den Indianer sagen läßt:

„»Die weißen Männer haben das Wild [...] getötet; die Fährten der Hirsche sind selten geworden, und Bären kommen nur noch als Wanderer. [...] Assowaum ist krank.«“ (Gerstäcker Regulatoren, S. 335).

Der Indianer Assowaum ist in den ›Regulatoren‹ eine handlungstragende Gestalt und durchaus nicht nur Statist. Durchforstet man die Texte Gerstäckers aus dieser Schaffensperiode, wird man schnell fündig und muß feststellen, daß er durchaus kritisch und realitätsbezogen auf die Indianerproblematik eingeht, ein Fakt, den Jeffrey Sammons in seinem Vortrag in Frage stellte (M-KMG 123, S. 49).

Im März 1849 begann Gerstäcker seine nächste große Reise, die eine Weltreise werden sollte. Seine Route begann in Südamerika, führte nach Kalifornien, später in die Südsee, nach Australien, Java und schließlich über das Kap der Guten Hoffnung nach Deutschland zurück. Überall, wo er auf dieser Reise auf Ureinwohner traf, schrieb er über sie, so wie er sie kennenlernte, so über die kalifornischen Indianer:

„Die californischen Indianer [...] sind jedenfalls die harmlosesten, friedliebendsten Wilden, die ich bis jetzt gesehen habe. Allerdings werden ihnen die Amerikaner vor sie seyen diebisch, und dann und wann selbst mordsüchtig, und führen Beispiele an, wie sie einzelne in den Minen arbeitende Leute überfallen und oft schmählich gemordet hätten. Wer gab aber dazu stets die erste Veranlassung? nur die Amerikaner selber. [...] Sie verüben dabei Betrügereien, verfolgen die indianischen Weiber; mißhandeln und morden die Männer und blasen die Flammen zur lichten Gluth an, die schon unter der Asche, durch die gewaltsame Besitznahme und Zerstörung all ihrer Jagdgründe genug und über genug geschürt war. – Noch täglich werden neue indianische Kriege in Californien geführt, sie alle aber sind durch die Amerikaner selber hervorgerufen. [...] Die Stämme sind freundlich genug gegen die Weißen gesinnt, so schlecht sie auch von diesen manchmal behandelt werden, und ich wurde auf das gutmüthigste von den wilden Kindern des Waldes empfangen. [...] Wie oft, wie entsetzlich of sind die Indianer [...] auf das Nichtswürdigste von Menschen behandelt worden, die überhaupt nichts Heiliges auf der Welt kannten, und offen aussprachen, daß es ihnen eben so viel Vergnügen mache einen Indianer zu schießen wie einen Wolf – und nie hat das Gesetz der Weißen, trotz all seiner wehenden Freiheitsflaggen, prahlerischer Reden und hochtönender Gerichtsnamen ihnen auch nur den mindesten Schutz gewährt. Und dann nennen sie diese armen Teufel ›mörderische Schufte‹, wenn sie zur Verzweiflung getrieben, aus ihren Jagdgründen verjagt, jedes Subsistenzmittels beraubt die blutenden Leichen der Ihrigen vor sich, einmal das Wiedervergeltungsrecht übten, und nach ihren Gesetzen und vor Gott im besten Recht, Einzelne derer zu tödten suchten, die Tod und Verderben über ihre Stämme gebracht.“ (Gerstäcker, Reisen, S. 311, 315ff., 344).

Man muß sich schon das gesamte Kapitel durchlesen, um festzustellen: Hier hielt Gerstäcker ganz objektiv und sachlich fest, was bittere Realität war, und selbstverständlich erfährt der Leser auch wieder viel über indianische Sitten und Gebräuchen. Gerstäcker hat auch später in unmittelbarer Nähe zu Indianern gelebt, ähnlich wie rund hundert Jahre später Liselotte Welskopf-Henrich (nicht W.-Henrich, wie irrtümlich in M-KMG 123, S. 49). Im Juli 1867 unternahm Gerstäcker eine weitere Reise nach Nordamerika, es sollte seine letzte werden, festgehalten in ›Neue Reisen‹ und zahlreichen nachgelassenen Erzählungen. In den sogenannten ›Council Bluffs‹, einem Gebiet Omahas, welches den Indianern als heilig galt, kam es im September 1867 zu einem großen Meeting, einem ›Pau-wau‹, zwischen Weißen und Indianern. Es ging um die Einigung zwischen den Parteien in Bezug auf den Bau einer Eisenbahnlinie. Gerstäcker war mit dabei und hat auch darüber geschrieben:

„Und ist es wirklich ein so furchtbar rohes, unmoralisches und wildes Volk? Ich erinnere mich, daß mir solche Gedanken aufstiegen, als ich eines Tages am Nordplate zwischen der Stadt der Weißen und dem indianischen Lager stand. In dem Lager der Sioux herrschte stille Ruhe, die Männer waren auf der Jagd oder rauchten ihre Pfeifen, die Frauen saßen bei ihrer Arbeit [...] alles war still und friedlich, und die Kinder und jungen Mädchen spielten zwischen den Büffelzelten – und in der Stadt der zivilisierten Weißen, die so tief und verächtlich auf die Indianer herabsahen – wie sah es dort aus? Dort stand, Haus an Haus, ein Schenklokal oder Whyskishop, eine Spielhölle oder ein Bordell. – Es ist sonderbar, aber ich wußte zuletzt gar nicht, ob ich die Wilden zu meiner Linken oder Rechten hatte.“ (Gerstäcker, Neue Reisen, S. 115).

Ich möchte nun noch einige kürzere Zitate aus Gerstäckers Nachlaß folgen lassen, welche beweisen sollen, wie objektiv er das Verhältnis Weiß–Rot geschildert hat. In dem zweiten Band der ›nachgelassenen Schriften‹, S. 684, lesen wir: „Die Amerikaner lieben es, die Indianer wilde, ungesittete Barbaren zu nennen, die von der Erde wegzufegen Pflicht der Civilisation sei [...]“, und auf S. 679 desselben Bandes: „[...] und bald [...] wurden die Wigwams der Indianer von Militär überfallen und Frauen und Kinder darin abgeschlachtet“, und schließlich auf S. 663: „Arme, verblendete Menschen! Von der Stunde an, wo sie den Tomahawk wieder aufnahmen, beginnt der Vernichtungskampf gegen sie und ihr jetzt unabwendbares Schicksal ist leicht voraus zu sehen.“

Thomas Ostwald faßt Gerstäckers Schreibweise wie folgt zusammen:

„Die glaubwürdig geschilderten Charaktere, die Landschaftsbeschreibungen und die Darstellung des harten, oft rohen Lebens der ›Frontiers‹ eröffnen auch noch dem heutigen Leser eine Welt, wie sie tatsächlich einmal war und wie sie Gerstäcker selber erlebte. [...] Er hat das Leben so geschildert, wie er es erlebt und gesehen hat. [...] Wieviel Wahres liegt gerade in den amerikanischen Erzählungen Gerstäckers, die so ganz anders, realistischer und unromantischer sind als die von Cooper und Karl May.“ (Ostwald, Gerstäcker, S. 157f.).

Ich halte die Beschäftigung der KMG mit dem Werk Gerstäckers für sehr wichtig, und für die Zukunft sehe ich diesbezüglich dort noch große Reserven. May hat

schließlich sehr viele Bausteine aus Gerstäckers Werken übernommen, wie Andreas Graf feststellt:

„Eins ist jedenfalls deutlich: Karl May hat sich sowohl in seiner Frühphase als auch später intensiv mit Friedrich Gerstäcker befaßt. Bestimmte Motive oder Eigenschaften, die man zunächst für maytypisch halten möchte, stammen eindeutig von Gerstäcker [...]“ (Graf, Ölquellen, S. 355).

All diese letztgenannten Dinge sprechen ja durchaus nicht gegen Karl May, im Gegenteil. Daß May in der Auswahl seiner Quellen sehr anspruchsvoll war, wurde schon mehrfach festgestellt. Es ist nur schade, daß eben solche Quellen, wie sie die Texte Gerstäckers darstellten, mehr und mehr in Vergessenheit geraten, wohl ein Grund mit, daß es zu solchen unrichtigen Aussagen kommt, wie auf dem Kongreß geschehen. Vielleicht ein Anstoß mehr, wie ich denke, daß sich die KMG in ihrer Forschungsarbeit noch intensiver solcher Quellen annimmt, wie es so lobenswert Andreas Graf im Jahrbuch der KMG 1997 tat.

Literatur:

- Gerstäcker, Friedrich: Die Indianer. In: Mississippi Bilder, 3. Band. Dresden und Leipzig 1848 (= Reprint der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft. Braunschweig 1985).
- Gerstäcker, Friedrich: Reisen. 2. Band: Californien. Stuttgart und Tübingen 1853.
- Gerstäcker, Friedrich: Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela. Jena 1868. ²o.J.
- Gerstäcker, Friedrich: Meine Selbstbiographie zu einem Bilde in der Gartenlaube. In: Kleine Erzählungen und nachgelassene Schriften, Band 1. Jena 1872–1879 (= Reprint der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, Braunschweig).
- Gerstäcker, Friedrich: Die Regulatoren in Arkansas. Leipzig und Weimar ¹1978.
- Graf, Andreas: Von Öl- und anderen Quellen. Texte Friedrich Gerstäckers als Vorbilder für Karl Mays *Old Firehand*, *Der Schatz im Silbersee* und *Inn-nu-woh*. In: JbKMG 1997, 331–360.
- Ostwald, Thomas: Nachwort. In: Friedrich Gerstäcker: Mississippi Bilder. Braunschweig 1985 (= Reprint der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft).
- Ostwald, Thomas: Friedrich Gerstäcker – Leben und Werk. Braunschweig ³1989.



Rudolf K. Unbescheid

Malta 1995. Die Türkin und Karl May

Ein in Istanbul 1994 zunächst in türkischer Sprache veröffentlichter Aufsatz (›Karl May'da Türk İmgesi‹. In: ›Kuram‹ 6, S. 24–28) erschien im darauffolgenden Jahr, 1995, unter dem uns plausibleren Titel ›The Image of the Turk in Karl May's Novel *Von Bagdad Nach Stambul*‹ in einer interdisziplinär nahezu weltweit wirkenden Publikation der Universität von Malta, Msida/Valetta. Die Autorin, Dr. Nedret Kuran, mittlerweile Kuran-Burcoglu, ist Mitbegründerin und stellvertretende Direktorin des Zentrums für vergleichende europäische Kultur und Kunst an der Bogaziçi-Universität in Bebek-Istanbul und ebendort auch Inhaberin einer Professur. Sie studierte u. a. Anglistik und Germanistik am Robert-College, aus dem 1971 die Bosphorus-Universität hervorging, hörte die Vorlesungen von Traugott Fuchs, dem 1934 in die Türkei emigrierten Germanisten, Lyriker und Maler aus Lohr im Elsaß, über die deutsche Literatur seit Goethe und promovierte nach 1978 über die türkisch-deutschen kulturellen Beziehungen. (Nach vorangegangenem Briefwechsel lernte ich Frau Professorin Kuran-Burcoglu bei einem vom ›Landesfrauenrat Hamburg‹ arrangierten Vortrag ›Das Goethe-Bild in der Türkei‹ im März 1999 persönlich kennen.)

Weit hat die Professorin aus Istanbul den Bogen gespannt, von dem Weimarer Klassiker „im Kontext türkischer Kulturgeschichte“ bis zu Karl Mays angelesener oder vorgefaßter Meinung vom Türken im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. So geriet unser ›Mayster‹ unversehens in Band 5, Nr. 2/1995, S. 239–246, des renommierten ›Journals of Mediterranean Studies‹, das zweimal jährlich vom ›Mediterranean Institute of the University of Malta‹ herausgegeben wird, um allen jenen in der Region, in Europa und Nordamerika ein aktuelles Forum zu bieten, deren Interesse vor allem der mittelmeeerischen Welt, ihrer Geschichte, Kulturen und Gesellschaften gilt. In den Ausführungen von Nedret Kuran-Burcoglu wurde Karl May ein durchaus geschätzter figürlicher Gegenstand; und er kommt, meine ich, sehr gut dabei weg.

Der Autorin stand zwar ›nur‹ die Bamberger Ausgabe (von 1951) zur Verfügung, aber sei's drum, es ging ihr ja ums Grundsätzliche. Wie das Charakterbild des Türken schwankt im Lauf der Jahrhunderte, stellt sie eingangs dar. Es war kein gutes Bild angesichts der aggressiven Expansion des jungen Osmanischen Reichs, der Unterwerfung fast des ganzen Balkans (Kosovo 1448!), der Eroberung Konstantinopels (1453), der ersten Belagerung Wiens (1529). Hans Sachs und Martin Luther ließen denn auch kein gutes Haar am brutalen, bösen Türken, was die Gryphius und Lohenstein dann barock noch ausschmückten. Der Wandel zu einem freundlicheren Bild setzte erst im ausgehenden 18. Jahrhundert ein, als die Furcht vor dem Fremden einer Faszination am Orientalisch-Exotischen in der vielseitigsten Weise wich. Erzählungen mit orientalischen und türkischen Motiven wurden populär und führten den Abendländer in eine glamouröse Welt des Orients, die bald auch dem deutschen Leser und der deutschen Leserin vorgeführt wurde. Wieland und Herder werden genannt, in Sonderheit auch Lessings ›Nathan der Weise‹ und Mozarts ›Die Entführung aus dem Serail‹. Karl May in der besten Gesellschaft!

Nicht unerwähnt läßt die belesene Autorin die wissenschaftliche Aufarbeitung des neuen Genres und den Beginn einer, sozusagen, persönlichen Beziehung zwischen Preußen, dann dem Deutschen Reich und den Osmanen seit etwa 1835 auf zunächst militärischem und politischem Sektor (Moltke), darauf auch auf wirtschaftlichen (Eisenbahnbau, Rüstungsindustrien) und kulturellen Gebieten. In der deutschsprachigen Welt entstand rasch ein freundliches Bild des eher sympathischen Türken. In dieser Zeit – vor der Buchausgabe 1892 der Vorabdruck im ›Deutschen Hauschatz‹ 1882/1884, ließ ich die Autorin wissen – schrieb Karl May seine Reiseerzählungen vom Zug des Kara Ben Nemsis durch das Türkenreich. Nach einigen biographischen Hinweisen (Kind armer Leute, Blindheit, Gefängnisstrafen wegen geringfügiger Vergehen, erste Erzählungen) versäumt Nedret Kuran-Burcoglu nicht anzumerken, daß Mays Spätwerk (dazu die Titel!) erst jüngstens die ihm gebührende Beachtung gefunden hat. Und sie hebt hervor, wie die aufgrund der in Europa und Deutschland schon etablierten ›Orientalistik‹ möglichen und genutzten Quellenstudien Karl May eine gründliche Kenntnis des ›Turkish way of life‹ bescheren.

Mays Reiseerzählung *Von Bagdad nach Stambul* enthält eine bunte Reihe unterschiedlichster ›Charakterbilder‹ von Türken und Europäern, Muslimen und Christen, die sich hauptsächlich in drei Kategorien einordnen lassen: Das Image des Türken aus des Autors und damit einer mehr oder minder allgemeinen europäischen Perspektive – dabei sei zu bedenken, daß die meisten Europäer 1877 im Osmanischen Reich noch immer eine Bedrohung sahen –; das Image des (christlichen) Europäers aus der Sicht des Autors, und die war sehr kritisch; und drittens der fatale Eindruck, den türkische Städte dem Reisenden boten und ebender im Falle Kara Ben Nemsis/Karl May den alles in allem günstigen Begriff, den er sich vom Türken machte, überschattete, da es – so die Autorin – unmöglich ist, die Stadt von ihren Einwohnern zu trennen.

Diese Gesichtspunkte hat May, immer die Autorin, geschickt in seine Story von den detektivischen Abenteuern des deutschen Effendis eingebracht, sei es in direkter beschreibender Darstellung, sei es in übertragenem, metaphysischem Sinn.

Im allgemeinen also, wenn auch nicht immer, präsentiert May ›seine‹ Türken und manche Angehörigen ethnischer Minderheiten in leidlich freundlichem Licht. Der Türke ist gastfreundlich und fühlt sich durch den Gast hochgeschätzt, dessen Wünsche sogleich erfüllt werden; der Türke ist ebenso selbst- wie traditionsbewußt, Treue, Aufrichtigkeit und Mut stehen bei ihm hoch im Kurs, und jeder, der diese Vorzüge besitzt, ist seiner Freundschaft würdig ohne Rücksicht auf Herkunft oder Glauben.

Ein Türke würde niemals einen Freund verraten oder sich gar der Freunde seiner Feinde annehmen; er beharrt auf seinen Gewohnheiten, hält sich strikt an die Regeln, die im Koran niedergelegt sind, und schwört bei des Propheten Bart. Folglich unterscheidet sich seine vom Glauben bestimmte Denkungsart sehr von der des Christen, ein Ursprung mancher Konflikte. Trotzdem sind die Türken imstande und auch willens, mit Andersgläubigen stets gut auszukommen. Die Professorin aus Istanbul las und wiederholte ihren Lesern gewiß nicht ungern, welche freundlichen Ansichten hier der fiktive deutsche Reisende nach seinen Begegnungen und Erfah-

rungen mit Türken vertrat. Wenn Karl May dessenungeachtet in seinem Buch den Europäer in der Regel einem Orientalen überlegen zeigt, so erklärt Nedret Kuran-Burcoglu, beinahe entschuldigend, diese Auffassung mit der ungunstigen Voreingenommenheit, die er mit fast allen zeitgenössischen Autoren teilte. Dank westlicher (wohl auch der deutschen?) Zivilisation und Christentum muß der Türke im Vergleich wohl den kürzeren ziehen.

Zieht man Mays Biographie in Erwägung, wird klar und überrascht es nicht, daß alle Mühsal seines Lebens ihn zum Moralisten werden ließ und er in der Figur Kara Ben Nemsi das größte Gewicht in die Bemühungen gelegt hat, seinen Lesern christliche Maßstäbe und Werte zu vermitteln. Wie es ihm geschickt und erfolgversprechend gelungen ist, seine ›Ideen‹ dem Leser, dessen Verständnis nie überfordernd, nahezubringen, beeindruckt die türkische Professorin: Empörend findet es sein Protagonist, wie sich die vermeintlich so guten Nachbarn aus dem nahen Europa nicht scheuen, das ›kranke‹ Osmanische Reich schon vor seinem Ende unter sich aufzuteilen. Das ist unmoralisch und zutiefst inhuman, muß sich der Engländer Lindsay von seinem deutschen Reisebegleiter und Freund (im ›Hôtel de Pest‹ in Pera-Istanbul) in aller Deutlichkeit belehren lassen!

Mit einer besonderen Achtung, scheint mir, widmet Frau Kuran-Burcoglu den Überlegungen des hier mit Karl May gleichzusetzenden Kara Ben Nemsi, die sich aus dem kurzen Gespräch über das ›Kranke Mann‹-Image des Osmanischen Reichs mit Lindsay ergeben, einen breiten Raum. Vielleicht hat sich Karl May damit dem herrschenden ›Zeitgeist‹ doch entzogen?

Es muß ja nicht immer das spektakuläre Neue sein; allein daß – und wie – Karl May einem internationalen Lesepublikum von einer türkischen Kulturwissenschaftlerin vorgestellt wurde, darf uns aufhorchen lassen.



Gregor Seferens

Auch eine Art Wilder Westen (II)

Zu den Übersetzungen der Werke Karl Mays ins Niederländische

Um einen genaueren Eindruck von den in den Niederlanden vorliegenden Übersetzungen zu geben, werden im folgenden einige ausgewählte Ausgaben genauer analysiert und mit den deutschen Vorlagen verglichen. Zuerst soll das erste Kapitel von *De schat in het zilvermeer* aus dem Becht-Verlag neben das entsprechenden Kapitel aus der historisch-kritischen Ausgabe gestellt werden. Es handelt sich hier um die 6. Auflage der niederländischen Übersetzung, die 1949 veröffentlicht wurde.⁴³

Zu Beginn des Romans wird eine Raddampferfahrt auf dem Arkansas River beschrieben. Die Mittagssonne scheint heiß aufs Deck, und alle Reisenden haben sich zur Ruhe in den Schatten begeben. Lediglich eine Gruppe von Tramps lärmt noch bei Schnaps und Würfelspiel an Deck. Am nächsten Halteplatz steigen ein Weißer und zwei Indianer zu, worauf die Tramps Wetten darüber abschließen, ob sich die neuen Mitreisenden wohl auf einen Drink einladen lassen. Der Weiße nimmt den Schnaps zwar an, gibt aber dem Anführer der Tramps, der sich Cornel Brinkley nennt, zu verstehen, daß er nichts mit ihm zu tun haben möchte. Verärgert wendet dieser sich nun dem älteren Indianern zu, der es aber ablehnt zu trinken. Für diese ›Beleidigung‹ ohrfeigt er den Roten. Als er zum zweiten Mal zuschlagen will, weicht der Indianer aus und der Hieb geht gegen einen Holzkasten, an dem die Indianer lehnen. Aus der Kiste ertönt daraufhin ein drohendes Fauchen und Brüllen, das die Passagiere in Panik versetzt. Hierauf meldet sich ein Herr zu Wort, der er-

43 Vgl. van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 49. Sie geben sie als Erscheinungsjahr dieser Auflage 1949 an. In meinem Exemplar der 6. Auflage findet sich kein Hinweis darauf. Oosterbaan läßt das genaue Datum der Veröffentlichung offen und tippt auf die 50er Jahre (Oosterbaan, wie Anm. 9, S. 76). Diese 6. Auflage hat 37 Seiten weniger als Auflage 3, 4 und 5 und 74 weniger als die 2. Auflage, wähen der Umfang der 1. Auflage noch 625 Seiten beträgt. J. C. Oosterbaan hat dankenswerterweise die verschiedenen Auflagen im Hinblick auf die Vollständigkeit der Texte miteinander verglichen und hat mir brieflich folgendes mitgeteilt: Die 1. Auflage aus dem Verlag Van Goor ist eine wortwörtliche Übersetzung des deutschen Union-Bandes. Die geringere Seitenzahl der 2. Auflage (ebenfalls Van Goor) ist vor allem auf den größeren Blattspiegel zurückzuführen, wobei es jedoch auch minimale, offensichtlich unsystematische Kürzungen gab. Die 3. Auflage (Buchdeckel vom Becht-Verlag, Buchblock von Van Goor) ist völlig identisch mit der vorigen Auflage und wurde mit gleichem Satz hergestellt (man könnte sie auch als Auflage 2b bezeichnen). Die erste von Becht allein hergestellte, eigentliche 3. Auflage des Buches ist textidentisch mit den Auflagen 2 und 2b. Der geringere Umfang (420 Seiten) ist auf den größeren Blattspiegel zurückzuführen. Dies gilt auch für die Auflagen 4 und 5. Für die 6. Auflage wurde der Text um ca. 10% gekürzt. In der 7. Auflage (272 Seiten) bleibt vom Original nur noch ein rudimentärer Rest übrig. Siehe hierzu auch N.N.: Karl May in Holland, wie Anm. 22. Die bibliographischen Angaben des Vergleichsbandes lauten: Karl May: *Der Schatz im Silbersee*. Zürich 1989 (= HKA III.4; im folgenden: HKA).

klärt, daß in dem Kasten sich nur ein schwarzer Panther befinde. Gerade die seien *das allergefährlichste Viehzeug überhaupt heulte ein kleines bebrilltes Männlein auf, dem man es ansah, daß er mehr in zoologischen Büchern als im praktischen Verkehr mit wilden Tieren bewandert sei.* (HKA, S. 18) Daraufhin stellt sich der andere Herr als Menagerie-Besitzer vor und erläutert ausführlich die Umstände des Tiertransports sowie die umfangreichen Sicherheitsvorkehrungen. Davon wollen sich die Reisenden selbst überzeugen und fordern, daß man ihnen den in der Kiste verborgenen Eisenkäfig zeigt. Dies will der Besitzer des Panthers nur gegen Entgelt gestatten, und es wird kurzerhand eine improvisierte Tier-Show vorbereitet. Inzwischen hat sich der Cornel mit einem anderen Passagier, der sich als Old Firehand entpuppt, angelegt und wird im Kampf durch Schüsse verletzt. Während der Tier-Show kündigt der Dompteur an, gegen Aufpreis in den Käfig steigen zu wollen. Dies weckt die Wettleidenschaft der Zuschauer, und auch die Warnungen Old Firehands vor der offensichtlichen Gefährdung der Fahrgäste bringen den Kapitän nicht dazu, dieses Vorhaben zu unterbinden. Tatsächlich gelingt es dem Tier, nachdem es den Dompteur getötet hat, aus dem Käfig zu entfliehen. Als der Panther ein Mädchen angreifen will, ist es nur der Umsicht und dem Wagemut des jüngeren Indianers zu verdanken, daß sie mit dem Leben davonkommt. Der Panther wird dann erschossen.

Vergleicht man den niederländischen Text mit dem deutschen Original, so stellt man fest, daß Anfang (HKA, S. 9–16) und Schluß (ebd., S. 33–40) des Kapitels recht genau übertragen wurden. Lediglich die vom Cornel beleidigend gemeinte Frage »*Ihr seid also ein verdammter Dutchman, he?*« und die Antwort »*Nein, sondern ein German, Sir*« (ebd., S. 14) werden aus naheliegenden Gründen nicht übersetzt. Im folgenden wird jedoch – z. T. erheblich – gekürzt. Vor allem die Dialoge, wie die Erläuterungen des Menageriebesitzers, wie und unter welchen Bedingungen er und der Panther auf das Schiff kamen (HKA, S. 18), die genauere Beschreibung der Show-Vorbereitungen sowie ein Exkurs über *katzenartige Raubtiere* (HKA, S. 28f.) fallen weg. Auch die Warnungen Old Firehands, die Darstellung der Wettleidenschaft der Yankees (HKA, S. 31), die Beschreibung der Sicherheitsmaßnahmen des Dompteurs und der Andersartigkeit der Umstände, die eine Annäherung an den Panther gefährlich werden lassen (HKA, S. 32), fehlen.

Die Szene, in der der Dompteur getötet wird, verliert in der Übersetzung. Vorstellbar wird die *geradezu gedankenschnelle Bewegung des Raubtieres* (HKA, S. 32) erst durch den Zusatz *blitzähnliches Aufzucken*, in dem man quasi die Fangzähne des Panthers nach dem Schädel schnappen sieht. In der Übersetzung lautet die Passage wie folgt: „Nun steckte der Dompteur gebückt seinen Kopf hinein – eine blitzschnelle Bewegung des Raubtiers, und es hatte den Kopf im Maul und zermalmte ihn zu Splittern und Brei“ (S. 20). Um den Dompteur ist es getan. Dies legt schon die Formulierung Mays nahe, denn der *Kopf, aus dessen Mund der Totschläger* (HKA, S. 32; Hervorhebung GS) fällt, hat sich schon verselbständigt, ist nicht mehr Körperteil des Tierbändigers, der dann im folgenden auch nur noch als *[kopflose] Leiche* erscheint. Die Übersetzung gibt nüchtern wieder, was passiert und nimmt der Szene so ihre Plastizität. Dies zeigt sich z. B. in den Passagen, die sich an den Tod des Dompteurs anschließen. Während Firehand, der Menageriebesitzer und der

schwarze Tom sich bemühen, die Gittertür wieder zu schließen, verlangsamt May in diesem Augenblick höchster Spannung den Handlungsablauf: *Der Panther lag vor der kopflosen Leiche. Die Knochensplinter im blutig geifernden Rachen, hielt er die funkelnden Augen auf seinen Herrn gerichtet. Er schien die Absicht desselben zu erraten, denn er brüllte zornig auf und kroch auf der Leiche vor, dieselbe durch die Schwere seines Körpers festhaltend. Sein Kopf war nur noch wenige Zoll entfernt.* (HKA, S. 33) Diese Passage fehlt in der niederländischen Ausgabe ebenso wie die sich wenige Zeilen später anschließende Beschreibung des auf Deck herrschenden Chaos, die eine ähnliche, die Spannung dehnende Funktion hat.

Durch die Kürzungen verliert die Übersetzung nicht nur an Quantität, sondern – wie wir gesehen haben – auch an Qualität. Hinzu kommt noch, daß in unserem Beispiel auch der Fortgang der Handlung unplausibel wird: Durch den Wegfall des Dialogs, in dem die Idee der Tier-Show sich entwickelt, ist es für den Leser völlig unverständlich, warum der Menageriebesitzer zunächst hofft, man möge seinen Panther nicht weiter beachten, er dann aber im gleichen Atemzug dessen Präsentation gegen Geld anbietet (Becht, S. 12: „Ich hoffe, daß die verehrten Damen und Herren jetzt von der Anwesenheit meines kleinen Panthers, der im übrigen niemanden stört, keine weitere Notiz nehmen werden. Für einen Dollar pro Person werde ich den Panther zeigen“). Durch die Streichung der ausführlichen Beschreibung von scheinbar Nebensächlichem, das für den Handlungsablauf letztendlich vielleicht keine Rolle spielt, wird der Text auf seine ›zweckmäßigen‹ Elemente reduziert. Dem Leser wird so die Möglichkeit genommen, Einblick in Mays Schreibpraxis zu bekommen. Sein Erzählen steht ständig im Spannungsfeld zwischen der Notwendigkeit, die (vorwärtsdrängende) Handlung fortsetzen zu müssen, und der Neigung, sich in ausführlichen Beschreibungen zu ergehen. Streicht man letztere, so rückt man damit die Texte ein gutes Stück in Richtung der rein linear erzählten Action-story und liefert May seinen Gegnern somit ans Messer. Am Ende sei noch kurz erwähnt, daß alle Flüche, in denen ›Gott‹ oder der ›Teufel‹ vorkommen (HKA, S. 18: *by god*; S. 23: *Alle Teufel*) entweder wegfallen (Becht, S. 12), oder, wie in Beispiel 2, ersetzt werden (Becht, S. 18: „(Mit einem Fluch)“). Der Grund hierfür ist natürlich zum einen, daß May auch in den Niederlanden in erster Linie ein Jugendbuchautor war. Zum anderen sind dies Maßnahmen, um die Texte für die tief christlich geprägte niederländische Gesellschaft akzeptabler zu machen, einer Gesellschaft, der man einerseits eine große Liberalität nachsagt, in der es aber auch noch heute einen Verein gibt, der sich dem Kampf gegen das Fluchen widmet.⁴⁴ Nachgetragen sei hier, daß Umfangsberechnungen für die oben besprochene Becht-Ausgabe des *Silbersees*, die 16 Kapitel hat, während die in der HKA nur 8 enthält, ergaben, daß sie ca. 60 % des HKA-Textes bietet.

Nachdem wir uns im ersten Textbeispiel die Mikrostruktur einer Übersetzung angesehen haben, soll nun die Makrostruktur der Texte, also Kapiteleinteilung, Voll-

44 Dieser ›Bond tegen het vloeken‹ macht u. a. Plakatwerbung für seine Ziele. In streng calvinistischen Orten gibt es sogar Gemeinderatsbeschlüsse, die öffentliches Fluchen mit einer Geldbuße belegen.

ständigkeit der Handlung usw., betrachtet werden.⁴⁵ Miteinander verglichen werden die *Winnetou*-Ausgaben des KMV (GWB 7–9), des Spectrum- und des Loeb-Verlags.⁴⁶

Der Band *Winnetou, het grote opperhoofd* ist der erste in der Reihe des Spectrum-Verlags. Schon beim ersten Aufblättern des Bandes fällt auf, daß die *Einleitung* Mays, die gleichsam ein Plädoyer für die rote Rasse ist und gleichzeitig dem Leser eine bestimmte Interpretation des Romans nahelegt, fehlt. Sie fehlt erstaunlicherweise, da gerade sie besonders gut die von de Rooy formulierten Kriterien für den Charakter der Übersetzungen erfüllt. Abgesehen von den rechnerisch zu ermittelnden 10–15% Kürzung des Textes, fällt auf, daß der niederländische Band ein Kapitel mehr beinhaltet als sein deutsches Pendant. An der Stelle, wo im letzten Kapitel der deutschen Ausgabe sich Old Shatterhand, der Sam Hawkens aus der Gefangenschaft der Kiowas befreien muß, und Winnetou, der den Mörder seines Vaters und seiner Schwester verfolgen will, trennen,⁴⁷ beginnt in der niederländischen Ausgabe (S. 311) ein neues Kapitel, in dem nach dem restlichen Text des *Winnetou I* auch noch das – gekürzte – erste Kapitel des zweiten Bandes folgt.⁴⁸ Auch haben die einzelnen Kapitel zum Teil von der Vorlage abweichende Namen.

Nehmen wir nun den 2. Band der „autorisierten und ungekürzten Ausgabe“ des Spectrum-Verlages, die „auf der im Karl May Verlag, Bamberg (früher Radebeul), erschienenen ursprünglichen Ausgabe mit dem Titel *Winnetou II* basiert“,⁴⁹ so stellen wir fest, daß dieser Band zwar einen dem Titelbild des zweiten *Winnetou*-Bandes des KMV nachempfundenen Deckel hat, doch lautet der Titel nun *Old Shatterhand*. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, daß der Band zwei Teile hat: 1. „Old Shatterhand als Detektiv“ („Old Shatterhand als detective“) mit 10 Kapiteln und 2. „Die Pelzjäger von Old Firehand“ („De pelsjagers van Old Firehand“) mit neun Kapiteln, die zum Teil andere Namen tragen, als die der Vorlage.⁵⁰ Diese Einteilung trägt in gewisser Weise der Genese des zweiten *Winnetou*-Bandes Rechnung, der aus den älteren Erzählungen *Der Scout* (1888/89) und *Old Firehand* (1875/76) kompiliert wurde.⁵¹

45 Während ich mit dem ersten Vergleich die Differenz zwischen einer ›guten‹ Übersetzung und dem Originaltext verdeutlichen wollte, will ich nun an einem Beispiel zeigen, wie weit die Ausgabe von F. de Rooy von den bereits bearbeiteten Vorlagen abweicht.

46 Karl May: *Winnetou, het grote opperhoofd*; ders.: *Old Shatterhand*, ders.: *De zwarte mustang*; alle: Utrecht/Antwerpen 1962; ders.: *De dood van Winnetou*, Utrecht/Antwerpen 1963; *Karl May Compleet*, wie Anm. 40.

47 Karl May: *Winnetou I*. Bamberg, 2034. Tsd., S. 558 (= Karl May's Gesammelte Werke 7). Im folgenden: GWB 7.

48 Es fehlen hier besonders die Seiten 14 und 15 von *Winnetou II* (Bamberg, 1519. Tsd.; im folgenden: GWB 8), auf denen der Erzähler dem Büchsenmacher Henry von seinen Reiseplänen nach Deutschland und Afrika berichtet.

49 Karl May: *Old Shatterhand*, wie Anm. 46, unpag.

50 So wurde aus „Vertauschte Rollen“ in der Übersetzung „Een jury in Texas“ (Ein Gericht in Texas) und aus „Alte Liebe und alter Haß“ „Harry's verhaal“ (Harrys Geschichte).

51 S. Helmut Schmiedt: Werkartikel ›Winnetou I–III‹. In: *Karl-May-Handbuch*, wie

Bei weiterer Durchsicht des Spectrum-Bandes stellt man fest, daß am Ende von Teil 1 (S. 209) fast eine halbe Seite der Bamberger Ausgabe (GWB 8, S. 364) fehlt. Während also der ›deutsche‹ Old Shatterhand in den USA bleibt, obwohl er die Mittel zur Heimreise hätte, reist sein ›niederländischer‹ Doppelgänger ab. Warum dies geschieht, ist nicht ersichtlich, denn aus der von F. C. de Rooy aufgestellten chronologischen Ordnung der Erzählungen für die Spectrum-Reihe geht hervor, daß der Band *Old Shatterhand* im Jahre 1865 spielt.⁵² Das chronologisch nächste Abenteuer, der *Sohn des Bärenjägers*, handelt 1866, so daß nicht die Notwendigkeit bestand, ein Zeitfenster z. B. für ein Orient-Abenteuer zu schaffen. Nun muß der weiße Held am Beginn des zweiten Teils zunächst einmal dem Verlangen nicht widerstehen können, Winnetou zu besuchen, um so einen Grund für eine erneute Reise in die Vereinigten Staaten zu haben. Bei dieser Gelegenheit kürzt die Übersetzerin Margot Bakker⁵³ dann noch die ersten $1\frac{2}{3}$ Seiten des Kapitels ›In Feuersnot‹ auf zehn Zeilen zusammen. Am Ende des Bandes werden dem Spectrum-Leser die beiden Fragen, die der Erzähler dem davonreitenden Winnetou hinterherdenkt („Wirst du den Feind erjagen? Wann sehe ich dich wieder, du lieber, lieber Winnetou?“ GWB 8, S. 592), vorenthalten. Dafür wird er durch zwei neue Abschnitte entschädigt, die an dieser Stelle auch den deutschen Lesern zugänglich gemacht werden sollen:

„Damals vermutete keiner von uns beiden, daß nicht nur die Verfolgung von Santer sich erneut als fruchtlos erweisen sollte, sondern daß wir ihn auch während unserer vielen späteren Abenteuer nicht mehr zu sehen bekommen würden. Erst Jahre später, nach Winnetous Tod, sollte ich die Genugtuung haben, den Mörder seine gerechte Strafe erleiden zu sehen.

Doch hierüber später, erst nachdem ich alles erzählt habe, was ich mit meinem roten Bruder erlebte. Dabei sind manchmal allerdings meine Aufzeichnungen (mein ›Tagebuch‹) ganz oder zum Teil verlorengegangen, so daß ich gezwungen war, meine früheren Reisegefährten anzuschreiben, um den Bericht so vollständig wie möglich zu machen. Besonders mein Freund und Bewunderer Hobble-Frank, der nach amerikanischen Begriffen zugleich mein Nachbar ist, hat sich hierbei besondere Verdienste erworben. Deshalb beliebten meine Leser, mich in unseren gemeinsamen Abenteuern in dritter Person anzutreffen“.⁵⁴

Fortgesetzt wird die Erzählung erst im Band 4 der Reihe, der den Titel *De zwarte mustang* (Der schwarze Mustang) hat. Die ersten zehn Kapitel des Bandes sind dem Bamberger *Winnetou III* entnommen. Ab S. 205 folgt übergangslos die Erzählung ›Halbblut‹ (S. 5–250)⁵⁵, die Kapitelzählung wird fortgesetzt, kein ›2. Teil‹ oder

Anm. 6, S. 210.

52 F. C. de Rooy, wie Anm. 21, S. 29.

53 Pseudonym von Geerdina Aalje Kuiper (nach van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 41, Nr. 187).

54 Karl May: *Old Shatterhand*, wie Anm. 46, S. 343. Daß diese Ausführungen, wie überhaupt die chronologische Ordnung der Romane zu einer Old-Shatterhand-Biographie, z. B. der Old-Shatterhand-Legende Vorschub leisten und damit dazu beitragen, den ›wirklichen‹ Karl May zu verbergen, muß hier nicht eigens betont werden.

55 Hier zitiert nach Karl May: ›Halbblut‹. Bamberg, 1267. Tsd.; im folgenden: GWB 38.

dergleichen weist auf den Abbruch der *Winnetou-III*-Handlung hin. Auffällig ist nur der unvermittelte Wechsel der Erzählperspektive in die 3. Person Singular (die dem Leser der Reihe bereits aus dem 3. Spectrum-Band, *De zoon van de berenjager*, der Übertragung von ›Unter Geiern‹, GWB 35, bekannt ist). Die Kapitel 1, 2, 4, 5, 6, 7, 9 und 10 sind identisch mit denen der Ausgabe aus dem Loeb-Verlag⁵⁶ und stellen eine relativ gute GWB-Übertragung dar. In Kapitel 3 der Spectrum-Ausgabe fehlen am Anfang ca. 1½ GWB-Seiten und ebendort in Kapitel 8 eine halbe, die die Loeb-Ausgabe hat.

Fortsetzung und Schluß der *Winnetou*-Trilogie⁵⁷ finden wir in Band 12(!) *De dood van Winnetou* (Der Tod Winnetous), Kapitel 11–20, der Spectrum-Reihe. Die einleitenden Bemerkungen der GWB-Ausgabe, in denen der Leser eine kurze Beschreibung des Yellowstone-Nationalparks und die Erwähnung einer Heimreise findet (GWB 9, S. 330–332), wurden gestrichen und durch folgende Zeilen ersetzt:

„Nach der glücklichen Beendigung der Jagd auf die drei Meltons beschloß ich, im Osten der Vereinigten Staaten zu bleiben, um meine Reiseabenteuer zu publizieren und so meinen leeren Geldbeutel zu füllen.

Ich nahm also vorläufig Abschied von Winnetou, der sich bei den Bleichgesichtern nicht sehr wohl fühlte, und zu seinen Apachen zurückzukehren wünschte.

So verbrachte ich die folgenden Monate in New York, Pittsburgh und Chikago. Anschließend besuchte ich in St. Louis den alten Büchsenmacher Henry, den Vater meines ›Zaubergewehrs‹. Dort packte mich das Präriefieber mit aller Heftigkeit. Ich fuhr den Mississippi und den Missouri hoch bis nach Omaha und begab mich von dort aus mit der Great Pacific Railway in den Westen“.⁵⁸

Ab Kapitel 12 hat der Spectrum-Band eine andere Kapiteleinteilung. Wo in GWB 9 (S. 367) das 13. Kapitel „Ave Maria in der Wildnis“ beginnt, läuft der Text im Spectrum-Band weiter bis S. 233 (GWB 9, S. 379), auf der ein neues Kapitel beginnt. Die Kapitel 14 sind identisch. Am Ende des 15. Kapitels von Spectrum werden ca. zwei Seiten GWB (S. 436f.) in das nächste verlegt, wobei die Lied-Wiederholung und der letzte Absatz gestrichen werden. Am Ende des Romans ist das Nachwort, mit einigen Auslassungen, in den Schluß integriert. Angemerkt sei noch, daß der alte Hillmann und sein Sohn Willy (GWB 9, S. 383f.) in der Spectrum-Ausgabe zu Carl und Ferdinand Hellmann (S. 235) werden.

Die Ausgabe des Loeb-Verlags basiert auf der Übertragung der *Winnetou*-Trilogie, die Margot Bakker für die Spectrum-Ausgabe anfertigte. Diese wurde von A. de Vree so bearbeitet, daß sie nun eine relativ genaue Übersetzung der Bände 7–9 des KMV darstellt.

Die Übersetzung ist in der Qualität vergleichbar mit den hier näher vorgestellten der Reihe. Aus den fünf GWB-Kapiteln werden neun; interessant ist, daß auf den Seiten 210, 211 und 253 rassistische Bemerkungen (GWB 38, S. 14, 15f. und 77) über Chinesen und Mischlinge deutlich abgeschwächt wurden; Tante Droll heißt in der niederländischen Ausgabe „Tante Frolic“ (z. B. S. 264); das ist wahrscheinlich eine lautmaleri-sche Bildung zu ›vrolijk‹ = fröhlich, heiter.

56 Zu der Ausgabe aus dem Loeb-Verlag s. weiter unten.

57 Karl May: *Winnetou III*. Bamberg, 1438. Tsd.; im folgenden: GWB 9.

58 Karl May: *De dood van Winnetou*, wie Anm. 46, S. 203.

Ein Vergleich von Kapitelanzahl und -überschriften der Ausgabe des KMV und der von Loeb ergibt, daß diese niederländische Ausgabe beides übernimmt, mit Ausnahme von einigen Übersetzungsvarianten. So heißt das Kapitel 10 des ersten Bandes „Flitsende messen“ (Blitzende Messer, Loeb, S. 131) und nicht „Blitzmesser“ (GWB 7, S. 242). Des weiteren fehlen hinter der Kapitelüberschrift von Nr. 5 die drei Punkte (Loeb, S. 71), und hinter der von Nr. 18 das Ausrufezeichen (Loeb, S. 227). Die wörtliche Übersetzung des Titels von Kapitel 12 steht nicht in Anführungsstrichen, wie in der Vorlage (Loeb, S. 155).⁵⁹ In Band II findet sich in der Überschrift zu Kapitel 11 (Loeb, S. 490) ein Übersetzungsfehler. „Späte Sühne“ (GWB 8, S. 352) wird mit „Late zonde“ (Späte Sünde) wiedergegeben. Korrekt wäre ›boete(doening)‹ oder ›genoegdoening‹ gewesen. In Band III hat Kapitel 6 einen anderen Titel bekommen: „Ma-Ram, der Sohn des Häuptlings“ (Loeb, S. 709). Umfangsberechnungen ergeben, daß auch diese niederländische Ausgabe um ca. 15% im Vergleich zu den GWB gekürzt wurde. Neben allgemeinen Verkürzungen im Ausdruck finden sich immer wieder auch Auslassungen von kleineren Textstücken. So werden z. B. Dialoge gekürzt (GWB 7, S. 162; Loeb, S. 88) und Detailbeschreibungen weggelassen.⁶⁰ Aber es kommt auch vor, daß Text hinzugefügt wird. So endet Kapitel 10 (GWB 9, S. 329) mit dem Satz: „Dann kehrten wir nach San Francisco zurück.“ und Loeb ergänzt (S. 801): „..., von wo aus Winnetou und ich den Zug nach dem Osten nehmen wollten, um über Wyoming nach Dakota zu fahren.“⁶¹ Am Ende des Romans werden in der niederländischen Ausgabe (Loeb, S. 951) dem Leser die Gleichsetzung von Winnetous Schicksal mit dem seiner Rasse und der utopische Ausblick auf eine bessere Welt (GWB 9, S. 571) vorenthalten. Daß die niederländischen Ausgaben die anti-aufklärerische Äußerung, die der KMV Klekih-petra (GWB 7, S. 121) in den Mund legt, getreulich mitübersetzen, sei hier nur am Rande erwähnt.⁶²

59 Das gleiche bei Kap. 3, *Winnetou III* (GWB 9, S. 76; Loeb, S. 655).

60 So fehlt z. B. am Ende von Kap. 12 (GWB 9, S. 266) der Einschub „...die der Indianer Kojote nennt...“ (vgl. Loeb, S. 822) und am Anfang von Kap. 13 (GWB 9, S. 367) heißt es bei Loeb (S. 823): „Nachdem wir uns am folgenden Morgen auf den Weg gemacht hatten, erwies sich mein Pferd als hervorragendes Reittier; wir verstanden einander sehr rasch.“ statt „...bewährte sich mein Schwarzsimmel als ein ausgezeichnetes Pferd. Ein Reiter, der nichts von indianischer Schulung verstand, wäre freilich keinen Augenblick im Sattel geblieben, wir aber hatten uns bald zusammengefunden.“

61 Im entsprechenden Band der historisch-kritischen Ausgabe, (HKA IV.14, S. 315) fehlt dieser Zusatz auch. Findet er sich vielleicht in einer älteren Auflage des KMV? Überhaupt stellt sich bei der Bewertung des Ausmaßes der Bearbeitung einer Übersetzung mitunter die Frage, ob ihr nicht vielleicht nur eine andere Auflage der GWB als Vorlage diene. In solchen Momenten kann man nur der von Karl Konrad Polheim in seinem Aufsatz *In den Schluchten der Texte. Das Problem einer historisch-kritischen Karl-May-Ausgabe*. In: *JbKMG* 1988, S. 55f., geäußerten Ansicht, Karl May brauche neben einer üblichen historisch-kritischen Ausgabe auch noch eine der Bearbeitungen, beipflichten.

62 GWB 7, S. 121: „In mir hatten die Ideen der Aufklärung Wurzel geschlagen. Meine Göttin hieß Vernunft“, weswegen Klekih petra, der hier Old Shatterhand ›beichtet‹, die Revolution predigte und so zum Mörder wurde; vgl. Loeb, wie Anm. 40, S. 66 und

Abschließend läßt sich sagen, daß die Fassung des *Winnetou* in der Spectrum-Ausgabe noch stärker gekürzt ist als die des Loeb-Verlages, und daß zudem der Text der Erzählung über vier weit auseinanderliegende Einzelbände verteilt steht. Dies erschwert dem Leser, den Roman als in sich geschlossenes Werk zu rezipieren.⁶³

Zusammenfassend kann man sagen, daß wohl alle niederländischen Karl-May-Ausgaben im Vergleich mit den Originaltexten als stark bearbeitet zu bewerten sind. Davon ausgenommen ist auch nicht die *Winnetou*-Übertragung des Loeb-Verlages, da sie die entsprechenden Bände des KMV zur Vorlage hat. Die Ausgabe des KMV hat – für den Band *Winnetou I* etwa wurden ca. 11.000 Varianten gegenüber dem Original ermittelt⁶⁴ – selber schon den Charakter einer starken Bearbeitung. Alle anderen hier analysierten Übersetzungen weichen noch stärker von den Vorlagen aus dem KMV ab.⁶⁵ Die von F. C. de Rooy gezogene Trennungslinie „1932“⁶⁶ wird man so nicht beibehalten können, sondern man wird im einzelnen prüfen müssen, welche deutsche Ausgabe übersetzt wurde und ob und wie diese bei der Übertragung bearbeitet wurde.

Am Ende dieser Überlegungen muß man wohl den Schluß ziehen, daß es sich bei praktisch allen niederländischen May-Ausgaben, die nach 1913 übersetzt wurden, um stark bearbeitete Texte handelt. Ob man die hier besprochenen ›guten‹, sprich relativ vollständigen, Übersetzungen als akzeptable Leseausgaben bezeichnen kann, würde ich für die Bände aus dem Loeb-Verlag voll und für die Vorkriegsbände aus dem Becht-Verlag eingeschränkt bejahen. Die Spectrum-Ausgabe ist meiner Meinung nach zu stark bearbeitet, um sie noch in der Rubrik „Gute Leseausgabe“ ein-

Spectrum, wie Anm. 46, S. 66; zuerst hingewiesen auf diese Textveränderung hat Hansotto Hatzig: „Die Vernunft wurde vorweg verteufelt“, in: M-KMG 27/1976, S. 2.

63 Ob der *Winnetou*-Text überhaupt noch als Einheit wahrgenommen wurde, läßt sich im einzelnen natürlich nicht nachprüfen. Der Vorbesitzer meines Exemplars von *De zwarte mustang* hat im Inhaltsverzeichnis einen handschriftlichen Vermerk („W III“) angebracht, der das Ende des *Winnetou*-Teils kennzeichnet. Dies weist auf einen aufmerksamen Leser oder gar einen Kenner der deutschen Vorlage hin.

64 Vgl. Jürgen Wehnert. In: Helmut Schmiedt, wie Anm. 32, S. 335.

65 Es sei hier darauf hingewiesen, daß alle besprochenen Ausgaben aus der Kategorie „Werkübersetzungen“ bei van Diggelen/Steinmetz stammen. Die „stark bearbeiteten Ausgaben“, von denen es eine Vielzahl gibt, wurden bei der Übersetzungskritik nicht berücksichtigt. Ihre Bedeutung für die Rezeption sollte allerdings nicht unterschätzt werden. Interessant wäre noch ein Vergleich mit den Ausgaben aus dem Verlag Skarabee gewesen (van Diggelen/Steinmetz, wie Anm. 8, S. 46, Nr. 254–261, und Oosterbaan, wie Anm. 9, S. 203–205), da diese neben den Spectrum-Bänden als die besten Übertragungen gelten. Vgl. Ulrich von Thüna, in: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 5, S. 646.

66 Vgl. F. C. de Rooy, wie Anm. 21, S. 28. So auch ders., in: *Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi ook voor U!*. Tilburg 1955, S. 14, wo de Rooy bemerkt, daß nach 1932 „alles Erbauliche und Beschauliche aus Mays Werk weggeschnitten wurde und nur der Abenteuerstrang übrigblieb. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Mays Werk auf diese Weise vollkommen verfälscht wurde, daß die moralische Tendenz [...] vor der aufreizenden und aufpeitschenden Spannung weichen mußte...“.

zuordnen. Ziel aller Bearbeitungen war es offenbar, die Texte zu ›straffen‹, wobei es den einen eher auf die Dominanz der Handlung ankam, so daß Dialoge, Beschreibungen und dergleichen gestrichen wurden. Anderen wiederum lag mehr am sittlich-moralischen Gehalt und der in den Texten propagierten christlichen Weltanschauung. Vor allem F. C. de Rooy wollte die bunten Abenteuererzählungen nutzen, um der Jugend christliche Werte zu vermitteln. Als Literatur wurden die Werke Mays nicht gesehen, so daß literarische Kriterien bei der Übersetzung und Herausgabe der Bücher keine Rolle spielten.⁶⁷ Tatsache aber ist, daß beide Arten der Bearbeitung den Texten letztendlich ihr literarisches Potential nahmen. Sie trivialisierten das Werk und verhinderten somit – ähnlich wie in Deutschland – eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Autor, die in den Niederlanden bis heute nicht stattgefunden hat.



Ivo Prokop

Winnetou in Prag

Die Artikel von H. Schmidt und H. Hatzig in den Mitteilungen Nr. 119/1999 haben meine Erinnerungen an Winnetous Besuch in Prag geweckt. Seit der Wiege las ich die Bücher Karl Mays und eines Tages, im Krieg, erfuhr ich, dass auf der Bühne des Städtischen Theaters Kgl. Weinberge die Vorstellung ›Winnetou‹ nach dem Roman von Karl May aufgeführt wird. Noch heute, nach 56 Jahren, erinnere ich mich, wie ich mich auf diese Vorstellung freute. Das Städtische Theater Kgl. Weinberge gehörte immer zu unseren besten und noch heute ist die Frage „Welches Theater ist besser? Nationaltheater oder Theater Kgl. Weinberge?“ nicht beantwortet.

⁶⁷ Dies wäre auch sehr erstaunlich, denn als ernstzunehmende Literatur wurden die Trivialliteratur sowie Kinder- und Jugendbücher von der Literaturwissenschaft erst gegen Ende der 60er Jahre entdeckt. Bis dahin waren derartige Werke – aber auch Bücher der Hochliteratur – Steinbrüche, in denen sich jeder bedienen konnte. Mays Büchern widerfährt durch die Bearbeitung das gleiche „wie den Sagen mit ihren Riesen und Zwergen, den Heldenepen und Volksbüchern und den Werken wie Swifts ›Gullivers Reisen‹ und Defoes ›Robinson‹, die zu Jugend- und Unterhaltungsliteratur gemacht wurden.“ So Schmiedt, wie Anm. 34, S. 252.

Das Datum der Aufführung habe ich vergessen. Ich wusste, dass die Vorstellung an einem sonnigen Tage stattfand – und die Namen der Hauptdarsteller. Mit diesen Angaben ging ich ins Archiv des Theaters Weinberge, stellte viele Fragen, fand leider keine Programme, keine Photos. Ich bekam aber einen guten Rat: „Besuchen Sie die Theaterabteilung des Nationalmuseums“. Und wirklich, nach zwei Stunden fand ich hier zwei Programme (tschechisch und deutsch) und erfuhr, dass die Erstaufführung der Vorstellung ›Winnetou‹ in Prag am 13. März 1943, nachmittag um 16.00 Uhr stattgefunden hatte.

Aus diesem Programm ergibt sich, dass es sich um das bekannte Theaterstück von Hermann Dimmler und Ludwig Körner handelte (siehe Abbildung). Die Vorstellung war schön, besonders für einen jungen Knaben. Die Regie hatte der bekannte Schauspieler František Filipovský (er spielte auch den Klekih-petra). Filipovský spielte in unzähligen Filmen kleine und große Rollen, später wurde er Mitglied des Nationaltheaters und Nationalpreisträger. Den Old Shatterhand spielte Antonín Zíb als Gast. Herr Zíb war Star des Prager Rundfunkes, seine Stimme war sehr beliebt und obwohl er erstmals auf einer großen Bühne stand, war seine Leistung hervorragend. Karel Houska spielte den edlen Winnetou sehr gut, bei der Todesszene habe ich vor Rührung geweint. Die Herren Houska, Felix le Breux, B. Vilský, J. Lír sind dem Städtischen Theater treu geblieben, spielten auch in vielen Filmen, Herr Šavřda und Frau Melíšková wurden später Mitglieder des Nationaltheaters.

Und was sagte die Presse zur Vorstellung? In der Nationalbibliothek fand ich in der Prager Zeitung ›České Slovo‹ vom 20. März 1943 folgende Rezension mit dem tschechischem Titel ›Karl May na jevišti‹. Hier die deutsche Übersetzung:

„Karl May auf der Bühne

Karl May: Winnetou. Ein Spiel in 6 Bildern. Bearbeitung: Dr. H. Dimmler und K. L. Körner. Übersetzung: Jiří Havel. Spielleitung: F. Filipovský. Erste Aufführung im Städtischen Theater am 13. März.

Zur beliebten Lektüre unserer Bubenhjahre gehörten die Bücher Karl Mays, welche uns von amerikanischen Prärien über die arabischen Wüsten bis in die Schluchten des Balkan führten. Kara ben Nemsí und Old Shatterhand waren unsere Freunde und ihre bunten Abenteuer erlebten wir oft in unseren Spielen. Damals in diesen Büchern interessierten uns nur die Silberbüchse und feindliche Skalpe, übergingen wir ihren ethischen Kern, welchen erst im vorigen Jahre die Kritik, bei der Gelegenheit des 100-jährigen Jubiläums des Schriftstellers, dessen Lebensschicksal auch ein Roman für sich selbst ist, betonte. Heute ist Karl May uns sympathisch nicht nur mit seiner Romantik der Bärenjäger, geheimnisvollen Ausländer in Arabien und im Lande der Skipetaren, sondern besonders auch mit seinen Tendenzen zum Sieg des Guten, zur Öffnung des liebenden menschlichen Herzens und zur christlichen Verzeihung gegenüber denjenigen, die Böses tun.

Es war keine schlechte Idee, das vielleicht beliebteste Buch Mays vom ›roten Gentleman‹ – als Knaben haben wir das Wort so ausgesprochen, wie es geschrieben wurde – Winnetou aufzuführen. Zwei deutsche Autoren haben es mit relativem Erfolg versucht, alle Begebenheiten der Entwicklung der Freundschaft Old Shatter-

hands und des jungen Indianers auf die Bühne zu bringen. Was für ein Vergnügen für die Augen der Knaben – so viele Indianerfedern, der berühmte ›Bärentöter‹, Büchsen und vor allem Schießen und Rauchwolken!

Die Regie von František Filipovský war ganz realistisch, vielleicht sollte er uns lieber den Träumen der Knabenphantasie näher bringen. Auf jeden Fall haben die Jungen den braven Winnetou gesehen, welchen Karel Houska mit Einsatz und Würde spielte. A. Zíb uns aus dem Rundfunk gut bekannt, spielte Old Shatterhand mit mannhafter Ehre, die Schwester des Indianers Nscho-tschi spielte geschmackvoll Frau M. Kautská, ihren Vater in expressiver Maske stellte V. Plachý-Tůma dar. Zwei Freunde – der kahlköpfige Sam Hawkens und, dem Rübezahl ähnlich, Dick Stone – wurden mit entsprechendem Humor von H. Klika und L. Řezníček gespielt. B. Vileký war der blutdurstige Häuptling Tangua. A. Melíšková war die ehrwürdige Tante Emma und K. Kastner spielte plastisch seinen Schurken Santer. jwg.“

(České Slovo, Praha, 20.3.1943)

Nachbemerkung: Wer die Nscho-tschi spielte, kann ich heute nicht mehr genau sagen. Im Programm ist Frau Dagmar Prokopová und in der Rezension Frau M. Kautská angeführt.

Neben dem Bühnenstück ›Winnetou‹ in der Bearbeitung von Dimmler–Körner sind im Katalog der Nationalbibliothek in Prag noch weitere Theaterstücke nach den Romanen von Karl May zu finden, und zwar:

- Mein Bruder Winnetou. Bearbeitung von Jiří Beneš. Dilia 1965.
- Der Sohn des Bärenjägers. Ein Spiel in 9 Bildern. Bearbeitung von Karel Fořt. Dilia 1965.
- Winnetou. Wildwestromanze. Musik S. Kunst, geschrieben von J. R. Pick. Dilia 1967.



Übersetzung der Angaben auf dem nebenstehenden Programmzettel:

„Städtisches Theater Kgl. Weinberge / Nationale Gewerkschaftszentrale der Arbeitnehmer ›Freude und Arbeit‹ / Samstag, 13. März 1943 Nachmittagsvorstellung Anfang 16 Uhr Ende 18 Uhr / Erstaufführung / WINNETOU / Ein Spiel aus dem Leben der Indianer in 6 Bildern / Nach dem Roman von Karl May bearbeitet von Dr. Hermann Dimmler und Ludwig Körner. / Tschechische Übersetzung von Jiří Havel Spielleitung: F. Filipovský Szene: A. Wenig a. G. [Besetzungsliste ...] Arbeiter, Farmer, Apachen, Kiowen usw. / Nach Beginn der Vorstellung ist das Betreten des Zuschauerraumes verboten.“ (Nach dem parallelen deutschen Programmzettel, der aus technischen Gründen hier nicht wiedergegeben werden kann. **jb**)

Městské divadlo na Král. Vinohradech

Národní odborová ústředna zaměstnanecká „Radost a práce“



Sobota 13. března 1943

Odpolední představení

Začátek v 16 hodin

Konec o 18. hodině

P o p r v é

WINNETOU

HRA Z INDIÁNSKÉHO ŽIVOTA O ŠESTI OBRAZECH

Podle románu Karla Maye napsali Dr. Hermann Dimmler a Ludwig Körner

Přeložil:
Jiří Havel

Režie:
F. Filipovský

Výprava:
A. Wenig j. h.

Winnetou	— — — — —	Karel Houska
Old Shatterhand	— — — — —	Antonín Zíb j. h.
Sam Hawkens	— — — — —	František Klika
Dick Stone	— — — — —	Ludvík Rezníček j. h.
Fred Santer	— — — — —	Karel Kastner
Bancroft, inženýr	— — — — —	Zdeněk Šavrdá
Inču-čuna, otec Winnetouův, náčelník kmene Apačů	— — — — —	Vojta Plachý-Tůma
Nšo-či, sestra Winnetouova	— — — — —	Dagmar Prokopová
Klehik-petra	— — — — —	Frant. Filipovský
Tangua, náčelník kmene Kiowů	— — — — —	Bedřich Vilský
Podnáčelník kmene Kiowů	— — — — —	Jiří Lár
Apač	— — — — —	Jiří Sucharda
Teta Emma	— — — — —	Anna Melišková
Hellman, farmář	— — — — —	Felix le Breux
Winkley, krčmář	— — — — —	Theodor Strejcius
Mary, jeho dcera	— — — — —	Naděžda Vladyková

Dělníci, farmáři, Apači, Kiowové, zálesáci.

Po započetí hry nebude nikdo vpuštěn do hlediště.

Neues um Karl May

KARL-MAY-GESELLSCHAFT. Tagung in Hohenstein-Ernstthal 1999: Karl May & Co 78/Dez. 99; geplante Tagung in Luzern (20.–23.9.2001): Karl May & Co 79/März 2000).

MAY-AUSGABEN. Bd. 82 der Edition des KMV Bamberg, ›In fernen Zonen‹: Karl May & Co 78/Dez. 99; Gong (Nürnberg) 2/2000; Frankfurter Allgem. Ztg. 7.3.2000 • ›Liberigo/Eine Befreiung‹ in Esperanto und Deutsch, Hrsg. Steinmetz/Übersetzung Rau (KMV 1999): La Socialisto 3/99. • Rudolf Chowanetz, langjähriger Leiter des Verlags Neues Leben (Ost-Berlin) und May-Herausgeber, starb 67jährig am 26.1.2000. Karl May & Co 79/März 2000, Nachruf von Thomas Grafenberg.

BÜCHER ÜBER KARL MAY. Michael Petzel, ›Das große Karl-May-Lexikon‹. 352 S., etwa 100 Fotos u. Zeichnungen: erscheint im Frühjahr oder Sommer 2000 im Lexikon Imprint Verlag Schwarzkopf (Berlin) zum Preis von DM 29,80. • Kühne/Lorenz, ›Karl May und die Musik‹, KMV 1999: Sächs. Ztg. (Meißen) 5.1.2000; Leipziger Volksztg. 18.2.2000; Dresdner Neueste Nachr. 18.2.2000. • Chr. Heermann (Hrsg.), ›Karl May auf sächsischen Pfaden‹, KMV 1999: Dresdner/Chemnitzer Morgenpost 25.1.2000; Fränkische Nachr. (Tauberbischofsheim) 4.1.2000. • M. Petzel, ›Karl-May-Filmbuch‹, KMV 1999: Berichtigungen und Ergänzungen durch Volker Rippe in Karl May & Co 78/Dez. 99. • Essig/Schury, ›Karl-May-ABC‹, Reclam Leipzig 1999: Süddeutsche Ztg. 24.12.99. • Thomas Jeier, ›Auf Winnetous Spuren‹, KMV Bamberg (Februar 2000) im nun schon etablierten Quadratformat, DM 49,80. • Elmar Elbs (Hrsg.), ›Leseerfahrungen mit Karl May in der Schweiz‹, Schweizer Karl-May-Freundeskreis 1999, Auslieferung: Elmar Elbs, Studhalddenstr. 3, CH-6005 Luzern (Fr. 5.-/DM 6.-). • Diverse Anzeigen und Rezensionen (›Karl May auf sächsischen Pfaden‹, ›Karl-May-ABC‹, ›Lexikon der Abenteuer- und Reiseliteratur‹ [Hrsg. Pleticha/Augustin, Edition Erdmann 1999], Helfricht, ›Wahre Geschichten um Karl May‹, ›Das ultimative Karl-May-Fanbuch‹, ›Karl May und die Musik‹, ›KM-Kochbuch‹, ›Karl May am Kalkberg‹, ›KM-Filmbuch‹, ›KM-Atlas‹, Seifert, ›Patty Frank‹, Chudoba, ›Winnetou und Tapferes Herz‹ [Pollischanski, 3 Bde.]): Karl May & Co 78/Dez. 99 sowie Transgalaxis-Katalog 132. • Oliver Gross, ›Old Shatterhands Glaube‹, Husum 1999: Dresdner Neueste Nachr. 21.8.99; Der Weg 16.9.99. • Helfricht, ›Wahre Geschichten um Karl May‹: Rhein. Post 11.9.99.

KARL MAY IN BÜCHERN. Norbert Honsza, ›Sechs literarische Begegnungen‹. Zu Karl May und 5 weiteren Schriftstellern: Jahrbuch Ostrava. Erfurt 1997, S. 35–62. • Viktor Otto, ›Mit Karl May und Brecht wider die Moderne. Zuckmayers Amererika-Bild im Kontext der Amerikanismus-Debatte der Weimarer Republik‹. In: Zuckmayer-Jahrbuch. St. Ingbert 1999, S. 361–411. • Alexandra Bochenek, ›Fremder Bruder Winnetou. Begegnungen mit einem imaginierten Indianer‹. In: Convivium, Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn: Deutscher Akademischer Austauschdienst 1998, S. 35–71. • David Koblick, ›Introduction‹, und: Richard H. Cracroft, ›Foreword‹. Beide Beiträge in: Karl May, ›Winnetou. Translated and abridged by David Koblick‹ nach dem Original von 1892 ›Winnetou I‹. Pullman, Washington: Washington State University Press 1999. • Jeffrey L. Sammons, ›Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and other German novelists of America‹. Chapel Hill, London: The University of North Carolina Press 1998 (= University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures 121). • Jerry Schuchalter, ›„... und Gerstäcker, Karl May, Cooper und

Sealsfield reisen mit uns“. Wolfgang Koeppens „Amerikafahrt“«. In: ›W. Koeppen – ein Ziel war die Ziellosigkeit«. Hrsg. v. Gunnar Müller-Waldeck u. Michael Gratz. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1998, S. 207–222. • Patricia Casey Sutcliffe: ›A treasure of hidden language varieties and their meaning in Karl May’s popular novel „Der Schatz im Silbersee“«. In: Neophilologus, 1998, S. 589–606. • Danica Tutush: ›The Strange Life and Legacy of Karl May«. In: ›Cowboys & Indians«. Santa Fe, New Mexico, Sept. 1999. • Freiburger Stadtteil-Buch ›Die Wiehre – ein Almanach«, Kehrer-Verlag Freiburg 1999, enthält auf S. 138–139 den Beitrag: ›Die weltberühmten grünen Bände: Friedrich Ernst Fehsenfeld und sein Autor Karl May« von Albrecht Götz von Olenhusen. Rezension: Badische Zeitung (Freiburg) 2.2.2000. • Frank Schäfer: ›Kultbücher«. Schwarzkopf (Berlin) 2000, DM 29,80, mit einem Beitrag über Karl May. Abendztg. (München) 1.4.2000. • ›Winnetou als Christ« – Broschüre mit mehr als 100 Vortragsthemen vom Kirchenkreis Soltau. Evangel. Ztg. (Lüneburg/Stade) 1/9.1.2000, S. 14.

PRESSE. ›Chinesen auf den Spuren Karl Mays«: Ministerpräsidentin Heide Simonis bekam während eines offiziellen Besuchs in der schleswig-holsteinischen Partnerregion Zhejiang in Hangzhou die chinesische Ausgabe von ›Im Sudan« vom Übersetzer überreicht. Der mit Vorurteilen beladene Artikel in der Segeberger Ztg. (26.11.99) wurde am 29.11.99 von Ekkehard Bartsch berichtigt. • Zum 175. Geburtstag von Balduin Möllhausen, von dem Karl May profitiert hat: General-Anz. (Bonn) 18.3.2000; Leipziger Volksztg. 18.2.2000. • Hans-Dieter Steinmetz, ›Karl May ... und Kreuzschule?« Mitteilungsblatt der Vereinigung der Freunde des Kreuzgymnasiums Dresden Nr. 8/Dez. 99. • ›Mittweidaer Akten gefunden«. Freie Presse 15.9.99; Dresdner Neueste Nachr. 4.10.99. • Doktorarbeit von Johannes Zeilinger. Morgenpost 7.5.99; Karl May & Co 78/Dez. 99, Vogtland-Anz. 4.11.99. • Illustrator Klaus Dill ist am 19.2.2000 im Alter von 78 Jahren gestorben. Karl May & Co 79/März 2000: Nachruf von Gunther Stapel. • Am selben Ort: Fragen zu Karl May im Deutschen Hausschatz 1893: vier Leserfragen und Mays Antworten. • ›Spender der Büste ein Verstoßener der Karl-May-Welt?« – ›Verschwinden des Witwenbriefes mysteriös« – ›Die Odyssee der alten Ermittlungsakten«: Hans-Joachim Kühn im Zwielficht. Freie Presse (H.-E.) 30.11.99/4.12.99/12.2.2000. • Karl-May-Comics von Willy Vandersteen. Karl May & Co 79/März 2000 (2 S.). • ›Winnetous Erben«: Java Magazin 4/2000, S. 72, über den Software-Begriff und Indianerstamm ›Apache«. • Rätselfrage in Focus 2/10.1.2000, S. 60. • ›Por amantoj de aventuroj« – ›Für Liebhaber von Abenteuern« in der Esperanto-Zeitschrift Monato (Febr. 2000). • Satire ›Karl Mays wahrer Geburtsort entdeckt«: Karl May & Co 78/Dez 99. • ›Am Crazy Horse Mountain. Gibt es den Mount Winnetou doch?« Andre Köhler berichtet über das 172 m hohe Denkmal, das seit 1948 im Bau ist (5 S., mit Zeichnung Dömkins vom Winnetou-Denkmal). • Karl-May-Saloon in Radebeul (Schumannstr. 11). Sächs. Ztg. 2.3.2000 (Anzeige). • Karl May kein Fälscher seiner Autobiographie: Frankfurter Allgem. Ztg. 20.12.99. • Zu Winnetous angeblichem 150. Todestag: Robert Löffler verrät KM-Unwissen in der Kolumne ›Tagebuch« (Kronen-Ztg. Wien, 12.3.2000).

VERANSTALTUNGEN. Karl-May-Fest des KM-Archivs Göttingen in Bad Segeberg, 16.–18.7.99: Karl May & Co 78/Dez. 99 (2 S. v. Christine Hünseler). • 2. Österreichisches Karl-May-Treffen: 14.–16.4.2000 in Wien (wie oben). • Dresdner Stadtfest 18.–20.8.2000: Westergarten stromanwärts der Elbe ab Augustusbrücke „auf den Spuren von Karl May“. • ›Verantwortlich für Zugüberfälle«: Karl-May-Fahrten der Radebeuler Schmal-

spurbahn. Sächs. Ztg. 2.3.2000. • Karl-May-Museum Radebeul, 26.2.2000: Rainer Petrovsky las „die besten Passagen über die Silberbüchse, den Bärenlöter und den Henrystutzen“. Sächs. Ztg. 24.2.2000.

AUSSTELLUNGEN. Udo Scholz (1913–1989), ›Mit dem Skizzenbuch durch die Schluchten des Balkans‹, 25.10.1999 bis 30.4.2000. Sächs. Ztg. 27.11.99; Amtsblatt Hohenstein-Ernstthal 2/2000; Karl May & Co 79; Pluzs 2/2000; Morgenpost 27.10.99. • Dr. Michael Zaremba, ›Billy Jenkins. Mensch und Legende. Ein Artistenleben‹: Sonderausstellung des KM-Hauses H.-E. 25.2.–30.3.2000 im Gasthaus ›Stadt Chemnitz‹, H.-E. • ›Der etwas andere Winnetou‹, Völkerkunde-Museum Berlin. Mannheimer Morgen 18.1.2000.

BÜHNEN. Bad Segeberg: ›... das machst Du nicht nochmal, Pierre! Abschlußvorstellung in B. S.‹ Karl May & Co 78/Dez. 99; Eberhard Cohrs, in Bad Segeberg Tante Droll, Kantor em. Hampel und Sam Hawkens, starb am 17.8.99 mit 78 Jahren. Karl May & Co 78; Schauspielerin und Texterin Julia Kent: Abendztg. (München) 26.1.2000; In der Saison 2000 (24.6.–3.9.) wird das Stück ›Der Ölprinz‹ gegeben. Regie: Norbert Schultze jr. (Segeberger Ztg. 9.12.99); Titelrolle: Mathieu Carrière (Hamburger Abendblatt 14.3.2000, Saarbrücker Ztg. 15.3.2000, Welt 17.3.2000); es werden Statisten gesucht (Nordtext 7.3.2000). • **Elspe:** ›Winnetou I‹. Der Schauspieler Thomas Hayden spielt Old Shatterhand. Abendztg. (München) 7.4.2000. Es wird noch die Darstellerin von Nscho-Tschi gesucht (Abendztg. München 21.1./8.2.2000; Saarbrücker Ztg. 24.1.2000); Bericht in Frankfurter Allgem. Ztg. 11.3.2000. • **Rathen:** ›Unter Geiern‹. Sächs. Ztg. 8.9.99; Dresdner Neueste Nachr. 29.5.99, Karl May & Co 78. • **Greifensteine:** ›Winnetou II‹. Karl May & Co 78. • **Bischofswerda:** ›Der Schwarze Mustang/Halbblut‹. • **Mörschied:** ›Der Sohn des Bärenjägers‹. • **Katzweiler:** ›Die Felsenburg‹. • **Gföhl:** ›Der Ölprinz‹. • Geplant sind Aufführungen von ›Winnetou I‹ in **Waldenburg:** Mai bis September 2000 unter der Regie von Herbert Graedtke. Karl May & Co 78 (Nicolas Finke). • Zur ersten Winnetou-Aufführung 1929 in Berlin, in den Hauptrollen Hans Otto und Ludwig Körner: Karl May & Co 79/ März 2000 (4 S. von Hartmut Schmidt).

FERNSEHEN. ZDF 27.1.2000: ›Zeugen des Jahrhunderts‹: Artur Brauner. • MDR 11.3.2000: ›Bei uns entdeckt: Karl-May-Museum Radebeul‹. • N 3 15.3.2000: Mathieu Carrière als Ölprinz in Bad Segeberg. • ARD 3.4.2000: ›Kein schöner Land: Sauerland‹ mit 5minütigem Besuch in Elspe. • Kino- und Fernsehfilme: ›Karl May‹ (von H.-J. Syberberg) Phoenix 18.12.99; ›Die Spur führt zum Silbersee‹ ARTE 19.12.99 und MDR 24.2.2000; ›Präriejäger in Mexiko‹ in 2 Teilen: MDR 27.12./28.12.99; der Regisseur und Schauspieler Hans Knötzsch verstarb am 1.8.99 im Alter von 72 Jahren. Karl May & Co 79; ›Im Reiche des Silbernen Löwen‹ ZDF 5.1.2000; ›Tatort: Auf dem Kriegspfad‹ MDR 8.2.2000; ›Die Sklavenkarawane‹ ORF 2 24.2.2000; ›Der Löwe von Babylon‹ ORF 2 25.2.2000.

FILM. ›Auf Spurensuche in Kroatien. Eine Reise zu den Original-Drehorten der Karl-May-Filme.‹ Mit Angaben über kriegsbedingte Zerstörungen. 3 S. mit 7 Fotos von Christian Hees in Karl May & Co 78. • Über Reinls ›Der Schatz im Silbersee‹ (1962) in: ›Sergio Leone. Something To Do With Death‹ von Christopher Frayling, faber and faber, London 2000, S. 120–121. • Erik Schumann, Georg Thomalla: Karl May & Co 78; Klaus Kinski: Abendztg. (München) 14.2.2000. • Georg Marischka, Regisseur und Schauspieler, ver-

starb am 23.7.99 im Alter von 77 Jahren. • Carl Lange, Gouverneur in Santa Fe im Film ›Winnetou III‹, starb am 23.7.99 in Ostfildern.

ERWÄHNUNGEN. ›Im SeelenReich‹: u. a. über Sascha Schneider. Frankfurter Allgem. Ztg. 25.3.2000; ›Der Cowboy aus der Brüderstraße‹ (über Billy Jenkins, von Chr. Heermann): Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. 25.2.2000; Mannheimer Morgen 18.1.2000 (Indianer-Ausstellung im Berliner Völkerkunde-Museum); Ostholsteiner Anz. 30.11.99 (Einbrecher nahmen Karl May mit); Abendztg. (München) 8.1./19.2.2000 (Vorname Winnetou); Badische Ztg. 12.2.2000; TV today 2/2000; Erlanger Nachr. 1.4.2000; Stern 8/2000 S. 56.

PERSÖNLICHES ÜBER KMG-MITGLIEDER. Hans Wollschläger wurde am 17.3.2000 65 Jahre alt. Nürnberger Nachr. 16.3.2000; Abendztg. (München) 17.3.2000. • Manfred Hecker wurde am 7.2.2000 70 Jahre alt. ›Ein Leben für Karl May und die Zeitung‹, Prager Volksztg. 4.2.2000. • ›Nachfahre Philidors mit königlicher Sammlung‹: über KMG-Chef Lothar Schmid. Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. 18.2.2000.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

Berichtigung

In den M-KMG Nr. 119/März 1999 unterlief uns auf S. 8 ein Fehler. Das Foto oben zeigt nicht Hugo Schuster als Intschu-tschuna, sondern Franz Klebusch als Tangua, der auch auf dem Szenenbild darunter zu sehen ist. Ein geniale Ergänzung zu dem Aufsatz in M-KMG Nr. 119 ist Hartmut Schmidts Beitrag zur ersten ›Winnetou‹-Aufführung 1929 in Berlin in ›Karl May & Co.‹ 79/März 2000. (hoh)

UNSER SPENDENDANK**vom 1. Januar bis 31. März 2000**

Sehr verehrte Mitglieder!

Nachdem das für die Karl-May-Gesellschaft in vielerlei Hinsicht bedeutsame Jahr 1999 uns einen in der Geschichte der Gesellschaft einmaligen Spendenrekord gebracht hatte, wagten wir kaum zu hoffen, daß Ihre Spendenbereitschaft auch im folgenden Jahr in ähnlicher Weise anhalten könnte. Und doch haben Ihre Spenden auch im ersten Quartal 2000 wiederum, wie bereits im vorigen Jahr, die Summe von 30.000 DM überschritten. Wenn damit auch das Vorjahrsergebnis für das erste Quartal nicht ganz erreicht wurde (1999: 32.572,80 DM), so sind wir Ihnen auch für dieses zweitbeste Ergebnis eines ersten Quartals zu großem Dank und zu weiterem engagiertem Einsatz, der hoffentlich auch künftig Ihren Beifall finden wird, verpflichtet.

Ein erstes Dankeschön für Ihr Spendenfreude halten Sie bereits mit dem ›Staffelstab‹, der Beilage zum ersten Mitteilungsheft dieses Jahres, in Händen. Weitere Publikationen werden folgen, deren Produktion Sie uns ja mit Ihren reichlich fließenden Spenden ermöglichen. So können Sie sich bereits jetzt auf die Fortsetzung der Chronik der KMG von Erich Heinemann freuen, deren Fertigstellung vor dem Abschluß steht.

Bleiben Sie uns auch weiterhin gewogen!

Ihr dankbarer Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

36 kleine Spenden bis 19,99	313,83	J. Beyer, Templin	30,-
A. Aerdken, Ravensburg	150,-	M. Biele, Bautzen	25,-
H.-O. Affolter, Berlin	70,-	J. Biermann, Lingen	70,-
W. Alber, Wien (A)	70,56	H. Biesenbach, Herborn	100,-
C. Alexander, Greifswald	50,-	J. Bischoff, Plüderhausen	50,-
B. Arlinghaus, Dortmund	26,-	W. Bock, Rottendorf	25,-
R. Assheuer, Lüdenscheid	100,-	W. Böcker, Recklinghausen	150,-
B. Auer, Berlin	50,-	M. Boos, Solingen	50,-
M. Auer, Altdorf	50,-	E. Botschen, Detmold	100,-
S. Augustin, München	50,-	P. Brachmann, Hamm	30,-
K. Bade, Stolberg	150,-	E. Brake-Schulte, Breckerfeld	50,-
G. Bargmann, Lübeck	30,-	S. Brauny, Dresden	50,-
I. Bauer, Erlangen	20,-	M. Brautzsch, Bad Berka	25,-
J. Beck, Albstadt	30,-	A. Broch, Köln	50,-
J. Behrendsen, Frankfurt/M.	50,-	W. Brückner, Düsseldorf	50,-
R. Benda, Max Meadows (USA)	50,-	G. Buder, Pulheim	50,-
S. Bensemman, Braunschweig	50,-	C. J. Chelius, Franklin (USA)	29,03
A. Bernhard, Neu-Isenburg	25,-	L. Claudius, Hamburg	255,11
E. Berweger-Waldner, Stein (CH)	45,-	W. Clauss, Bremen	25,-

R. Cromm, Kürten	50,-	W. Geyer, Geusa	25,-
H. Daniels, Düsseldorf	30,-	U. Gibitz, Drispeth	50,-
D. Dannreuther, Ingolstadt	25,-	P. Gierke, Berlin	50,-
W. v. Denffer, Waldlaubersheim	150,-	W. Gleisinger, Hünfeld	30,-
U. Dernbach, Bonn	50,-	U. Göbel, Wischhafen	50,-
W. Didzoleit, Bruxelles (B)	100,-	K.-H. Görmar, Lahntal	25,-
H. Dingfelder, Hamburg	100,-	F.-U. Gollan, Wuppertal	25,-
K. Dittrich, Aschaffenburg	30,-	G. Gordon, Neuruppin	200,-
C.-H. Dömken, Rosche	100,-	D. Gräfe, Tuchenbach	240,-
D. Dolze, Radebeul	50,-	A. Graf, Köln	20,-
R. Dorbath, Mosbach	50,-	O. Gresens, Jena	50,-
H. Dürbeck, Schalkenmehren	50,-	V. Griese, Wankendorf	63,02
I. Ebert, Berlin	50,-	H. Gröger, Eppertshausen	20,-
K. Eckardt, Benningen	50,-	G. Grothe, Aichwald	50,-
P. Eckgold, Kobem-Gondorf	50,-	P. Grübner, Hamburg	100,-
H. Eggebrecht, München	50,-	H. Grunert, Dresden	50,-
K. Eggers, Köln	50,-	J. Gulden, Grafrath	50,-
J. Ehmman, Korntal-Münchingen	50,-	B. Gundlach, Essen	50,-
E. Elbs, Luzern (CH)	30,-	M. Haag, Diessenhofen (CH)	50,-
W. Ellwanger, Baden-Baden	50,-	E. Haase, Dortmund	30,-
O. Emersleben, Brunswick (USA)	20,-	K. Hänel, Hamburg	100,-
R. A. Engelhardt, Kernen	50,-	H. Häring, Stadtbergen	20,-
R. Engesser, Stuttgart	50,-	F. Härtel, Mönkeberg	30,-
J. Enser, Dinkelsbühl	70,-	R. Haimerl, Furth	30,-
A. Escher, Mainz	51,-	G. Hardacker, Dinslaken	30,-
M. Espig, Oberlungwitz	50,-	V. C. Harksen, Frankfurt/M.	50,-
J. Feldmann, Recklinghausen	70,-	F. Haskamp, Hamburg	30,-
E. Felgner, Gera	50,-	W. Hattenkofer, Halstenbek	50,-
H. Ferstl, Salzburg (A)	25,-	E. Hauer, Berlin	30,-
M. Feuser, Ratingen	150,-	S. Hauff, Eisingen	20,-
R. Fielenbach, Bonn	100,-	W. Haydn, Happurg	100,-
F. Fischer, Altrip	50,-	T. Heilmann, Kulmbach	50,-
W. Fitzenreiter, Berlin	50,-	E. Heinemann, Hildesheim	50,-
K. Flemming, Hannover	50,-	S. Heinzelmann, Mühldorf	50,-
U. P. Formella, Sankt Augustin	100,-	S. Heitmann, Dresden	50,-
K.-J. Franke, Dinslaken	20,-	B. Hell, Puchheim	50,-
U. Franke, Wiesbaden	50,-	S. Hellmann, Erding	500,-
I. Frankenstein, Nassau	50,-	E. Helm, Kronshagen	100,-
V. Frey, Dresden	50,-	W. Hempel, Weissenberg	30,-
T. Fricke, Dresden	30,-	C. Hennicke, Remscheid	25,-
P. Friedrich, Darmstadt	50,-	B. Hermann, Hechingen	60,-
H.-G. Friedsam, Hürth	50,-	F. Hermans, Bedburg-Hau	50,-
W. Fritsch, Neuburg	30,-	V. Herold, Cottbus	50,-
D. Fritsche-Wigand, Schriesheim	50,-	H. Hintz, Düsseldorf	50,-
E. Fröde, Hohenstein-Ernstthal	50,-	H. Höber, Solingen	50,-
W. Gebhart, Hallein (A)	50,-	E. G. Hoefler, Pommelsbrunn	50,-
S. Gebler, Halle	50,-	W. Höppner, Hoyerswerda	20,-
R. Gehrke, Bad Homburg	30,-	J. Hofstetter, Bergheim	50,-
M. Gehrman, Berlin	50,-	H. Holzer, Wiener Neudorf (A)	20,-

E. Homilius, Hohenstein-Ernstthal	50,-	H. Kühnel, Egelsbach	47,-
M. Huber, Lappersdorf	20,-	R. Künzl, Nittendorf	50,-
H.-O. Hügel, Hildesheim	50,-	H. Kuhn, Stuttgart	50,-
G. F. Hummel, Köln	45,-	O. Kuhn, Stuttgart	50,-
W. Iske, Ennepetal	20,-	H. Kurhofer, Taichung (R.C.)	250,-
H. Jansen, Kranenburg	20,-	H.-D. Kursawe, Monheim	50,-
K.-P. Johne, Berlin	100,-	K.-H. Laaser, Bad Schwartau	50,-
R. Jonas, Wolfenbüttel	50,-	D. Lagemann, Dortmund	50,-
R. Jork, Radebeul	50,-	W.-J. Langbein, Lügde	151,-
R. Kalka, Dresden	50,-	W. Langer, Mülsen St. Jacob	30,-
H. Kappe, Frankfurt/M.	50,-	G. Langhans, Dresden	100,-
I. E. Karonen, Orivesi (FIN)	99,99	A. Langkamp, Hamm	50,-
L. Karpe, Weimar	25,-	H. Langsteiner, Wien (A)	50,-
M. Karpe, Weimar	25,-	K. Leberecht, Cottbus	30,-
N. Karpinski, Pössneck	50,-	H. Lieber, Bergisch Gladbach	250,-
H. Keck, Baltmannsweiler	50,-	F. Liebers, Suhlendorf	25,-
G. Kern, Delmenhorst	100,-	H. Lieblang, Marienheide	50,-
J. Keuten, Simmerath	50,-	D. Lindner, Annaberg-Buchholz	100,-
J. Kiecksee, Neuenkirchen	50,-	W. Linkemeyer, Remscheid	50,-
P. Kiefer, Karlsruhe	25,-	D. Linster, Saarlouis	50,-
P. Kiefer, Pforzheim	50,-	K. Lippmann, Leipzig	70,-
A. Kirchhoff, Northeim	80,-	C. F. Lorenz, Köln	150,-
H.-C. Kirsch, Limburg	50,-	R. Lorenz, Berkheim	50,-
U. Kittler, Dortmund	50,-	R. Lubos, Dahn	50,-
W. Kittstein, Trier	50,-	H. Ludwig, Bollschweil	50,-
K. Klawns, Marloffstein	150,-	K.-D. Luka, Althütte	30,-
E. Klein, Potsdam	50,-	B. Lutz, Schweich	50,-
H. H. Klein, Pfinztal	50,-	H. Maack, Hamburg	50,-
H. Klose, Birken-Honigsessen	50,-	F. J. Maessen, Essen	100,-
H. Knerr, Saarbrücken	30,-	R. Mahler, Eningen	50,-
S. Knobloch, Halle	25,-	K. Mahlke, Eschweiler	30,-
H.-C. Knüppel, Iserlohn	20,-	W. Mantel, Nürnberg	50,-
E. Koch, Essen	30,-	G. Marquardt, Berlin	75,-
R. Köberle, Kempten	100,-	C. Marra, Nagasaki (J)	25,-
J. Köhlert, Hamburg	50,-	K. Martini, Niederwiesa	30,-
M. König, Munster	100,-	T. Math, Gainesville (USA)	20,09
R. Köpper, Bad Ems	50,-	G. Matthes, Bayreuth	30,-
M. Kötting, Morsbach	20,-	H. Matthey, Langenfeld	50,-
K. Kollek, Merseburg	100,-	H. Matusch, Hoyerswerda	50,-
U. J. Korb, Regensburg	50,-	H. Mees, Wiesbaden	50,-
K. Kotz, Groß-Gerau	30,-	R. Mehlig, Berlin	50,-
M. Krammig, Berlin	150,-	R. Mehring, Köln	50,-
P. Krauskopf, Bochum	50,-	H. Meier, Hemmingen	100,-
F. Kray, Nordhausen	200,-	H. N. Meister, Arnsberg	50,-
D. Kreuzer, Schweinschied	25,-	S. Mertens, Bonn	50,-
D. Krichbaum, Ispringen	50,-	M. Mertiens, Düsseldorf	50,-
J. Krümpelmann, Mainz	50,-	K. Metzmaker, Stuttgart	100,-
D. Kuchenbecker, Backnang	50,-	W. Meurer, Herzogenrath	20,-
A. Kühn, Esslingen	50,-	N. Middendorf, Mettingen	50,-

A. Mittelstaedt, Düsseldorf	150,-	M. Pochmann, Blankenburg	50,-
P. Möbius, Berlin	50,-	D. Poluda, Aerzen	30,-
H. Müggenburg, Mönchengladbach	150,-	A. Präcklein, Pforzheim	50,-
H. Mühlberg, Bottrop	20,-	H. Preidel, Zwickau	20,-
G. Mühlbrant, Plauen	33,82	M. Raub, Wiesbaden	30,-
A. Müller, Wissen	20,-	D. Rauscher, Radolfzell	48,90
E. Müller, Föhren	100,-	D. v. Reeken, Lüneburg	50,-
E. Müller, Leipzig	100,-	I. Rehling, Erfstadt	20,-
F. Müller, Kiel	30,-	R. Rehwald, Berlin	20,-
H. Müller, Lorsch	150,-	W. Rentel, Paderborn	25,-
J. Müller, Neutraubling	50,-	H. Rentsch, Kiel	50,-
W. Müller, Halle	50,-	F. Reuter, Igel	25,-
B. Müller-Bollmann, Hamburg	50,-	S. Richter, Tanndorf	50,-
E. Münch, Nassau	30,-	W. Rissmann, Kiel	30,-
K. Münch, Leverkusen	20,-	C. Rittmann, Renchen	50,-
H. Muhsfeldt, Hamburg	50,-	P. Rohlfing, Eltville	50,-
P. Mundorff, Adelshofen	50,-	C. Roxin, Stockdorf	20,-
F. Munzel, Dortmund	30,-	U. Roxin, Fort Myers Beach (USA)	150,-
J.-D. Murken, München	50,-	M. Rudin, Basel (CH)	50,-
J. Natzmer, Eberswalde-Finow	35,-	W. Ruf, Dornbirn (A)	20,-
W. Naundorf, Chemnitz	50,-	B. Ruhnau, Reichelsheim	50,-
C. Neufeld, Frankfurt/M.	25,-	M. Ruppenthal, Meckenheim	50,-
G. Neumann, München	50,-	S. Rutkowsky, Frankfurt/M.	50,-
J. Nichte, Bergisch Gladbach	20,-	W. Sämmer, Würzburg	200,-
P. Noçon, Telgte	20,-	W. Sauer, Reutlingen	50,-
J. Nordmann, Neustadt	40,-	V. Schanz-Biesgen, Mannheim	50,-
H. Obendiek, Oberhausen	50,-	G. A. Schauer, Pattensen	20,-
C. Oehler, Karlsruhe	20,-	K.-H. Schenk, Grevenbroich	70,-
W. Olbrich, Wil (CH)	45,-	R. G. H. Schenk, Dordrecht (NL)	28,23
A. Orth, St. Wendel	150,-	H.-J. Schiemann, Kleve	100,-
K.-J. Pagels, Nürnberg	30,-	C. Schliebener, Straßlach-Dingharting	50,-
E. Paintner, München	50,-	G. E. Schmid, Karlstein	50,-
K. Pankau, Bonn	50,-	U. Schmid, Neu-Ulm	50,-
H. Pasold, Zeitz	20,-	W. Schmidbauer, München	50,-
A. Patz, Kerpen	30,-	K. Schmidt, Markneukirchen	50,-
F. Paulikat, Jena	50,-	K.-H. Schmidt, Düsseldorf	20,-
F. Paulsen, Berlin	50,-	W. Schmidt, Darmstadt	50,-
H. Paulsen, Rödermark	100,-	W. Schmied, München	100,-
J. Pelz, Hannover	20,-	A. Schmiede, Bad Neuenahr-Ahrweiler	50,-
H. Pentzek, Dortmund	50,-	H. Schmiedt, Köln	50,-
V. Persch, Nürnberg	30,-	R. Schmitt, Darmstadt	30,-
M. Petsch, Senftenberg	20,-	H. Schmitz-Otto, Köln	50,-
A. Pielenz, Nassau	500,-	S. H. Schneeweiss, Stockenboi (A)	137,40
R. Piontek, Wuppertal	30,-	R. Schneider, Berlin	200,-
H.-J. Pissler, Kapellendorf	20,-	R. Schönbach, Hennef	50,-
W. Pistorius, Mannheim	50,-	W. Schönthal, Stutensee	30,-
H. Placke, Bielefeld	30,-	T. Schramke, Cottbus	30,-
U. Plath, Neustadt	100,-		
W. v. Plessen, Zepernick	50,-		

B. Schröder, Karlsruhe	50,-	T. Vormbaum, Hagen	50,-
B. Schubert, Eisenberg	30,-	H.-J. Voss, Bottrop	50,-
M. Schüler, Neumünster	50,-	M. Wagner, Münster	50,-
C. Schuldt, Dresden	50,-	H. Wahl, Erlangen	20,-
H.-D. Schulte, Duderstadt	50,-	V. Wahl, Weimar	50,-
G. Schultes, Lauenhain	50,-	O. Wailersbacher, Mannheim	20,-
J. Schultz, Hamburg	50,-	H. Walbert, Neu-Isenburg	25,-
H. Schulz, Erfstadt	50,-	A. Walter, Neuss	50,-
M. Schulz, Mülsen St. Micheln	20,-	H. Walther, Cospeda	50,-
W. Schwab, Stegen	50,-	G. Wandtke, Krummhörn	25,-
M. Sefen, Solingen	50,-	B. Wartner, Eisenberg	50,-
S. Seltmann, Berlin	150,-	E. Weigel, Eisenach	112,30
R. Senenko, Hamburg	50,-	N. Weigt, Bonn	70,-
C. Sensenschmidt, Oppach	80,-	W. Weinen, Wadern	50,-
G. Seybold, Herzogenaurach	134,40	A. Wendt, Birkenau	25,-
P. Siegel, Pforzheim	50,-	F. Werder, Bremerhaven	20,-
C. Siemon, Nassereith (A)	20,-	S. Werle, Frankfurt/M.	50,-
G. Sieweke, Detmold	50,-	G. Werner, Laatzen	50,-
J. Skrzypczak, Leipzig	50,-	H.-G. Westermann, Dortmund	32,34
W. Sokalla, Mülheim	100,-	H. Widhalm, Wien (A)	20,-
T. Sommer, Berlin	50,-	G. Wiel, Langenfeld	150,-
J. Specht, Hagen	20,-	H. Wieser, München	50,-
K.-E. Spreng, Hemer	50,-	K. Wilke, Berlin	60,-
G. Staab, Pfaffenhofen	50,-	W. Willmann, Schalksmühle	20,-
E. Stange, Gütersloh	50,-	A. Winter, München	50,-
I. Stassen-Driessen, Woerden (NL)	20,-	H. Woebs, Berlin	50,-
G. Stehr, Norderstedt	50,-	I. Wohlgeschaffen-Braun, Berchtesgaden	70,-
U. Stein, Hagen	50,-	H. Wohlgshaft, Landsberg	100,-
R. Stolte-Batta, Hamburg	50,-	M. Wolf, Frankfurt/M.	100,-
M. Streicher, Hürth	20,-	W. Wolf, Celle	100,-
M. Striss, Hilden	50,-	R. Wolff, Bissendorf	50,-
M. Stührenberg, Euskirchen	50,-	J. Wolfram, Erkerode	30,-
G. Sturm, Vorchdorf (A)	28,23	B. A. Wood, Duisburg	50,-
W. Szymik, Essen	50,-	H.-L. Worm, Linden	50,-
W. Tenhagen, Münster	100,-	G. Wunderlich, Berlin	20,-
G. M. Theil, München	50,-	S. Wunderlich, Eichenau	150,-
R. Thein, Würzburg	30,-	S. Zahner, Obfelden (CH)	50,-
C. Themann, Visbek	120,-	M. Zarembo, Berlin	150,-
H. Thiede, Wolmirstedt	50,-	J. Zeiger, Wolfhagen	50,-
C. Thust, Erfurt	150,-	J. Zeilinger, Berlin	150,-
E. Tomisch, Maasholm	30,-	F. Zimmermann, Schwerte	50,-
J. Tresnak, Lübeck	35,-	H. Zippert, Hoyerswerda	50,-
J.-E. Ulrich, Kassel	70,-	NN Inland	4945,49
R. Unbescheid, Hamburg	50,-	NN Ausland	200,-
V. Veters, Wien (A)	20,-		
W. Vinzenz, Maisach	100,-		
W. Voelkner, Dresden	100,-		
R. Vogl, Bamberg	25,-		
		Spenden im I. Quartal	DM 30.072,74

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; ³ 1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft



Unsere Publikationen

Sonderhefte

Nr. 119	Zum Gedenken an Pfarrer Ernst Seybold. Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß	7,50 DM
Nr. 120	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis zu den ›Mitteilungen der KMG‹ Nr. 111–120	7,00 DM
Nr. 121	Wilhelm Brauner: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹. Eine Kritik insbesondere anhand von Ralf Harders Buch ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹	6,50 DM

Juristische Schriftenreihe

Bd. 3	Jürgen Seul: Rudolf Lebius ./.. Karl May: Die Lu-Fritsch-Affäre	24,00 DM
-------	---	----------

Materialien aus dem Autographenarchiv der KMG

Karl May: Merhameh (Faksimile der Handschrift und Transkription)	10,00 DM
--	----------

Sonstiges

Hartmut Kühne/Joachim Biermann (Hg.): Register zum Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft 1970–1975. 2., überarbeitete Auflage	10,00 DM
--	----------

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:

Karl-May-Gesellschaft e.V.

Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul

Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul

Bankverbindungen:

Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg (BLZ 752 200 70),
Konto Nr. 1995 480

Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Konto Nr. 11 16 94-207

Verantwortliche Redakteure:

Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden

Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537

e-mail: G.Keindorf@t-online.de

Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen

Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440

e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de

Mitarbeiter der Redaktion:

Hansotto Hatzig (hoh), Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk),
Sigrid Seltmann (sis)

Druck und Versand:

Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.

Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter
Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 1. April 2000

Die »Mitteilungen der KMG« erscheinen nach ihrer Veröffentlichung auch im
Internet (<http://www.karl-may-gesellschaft.de>). VerfasserInnen, die das nicht
wünschen, werden gebeten, dies der Redaktion vor der Veröffentlichung ohne
Angabe von Gründen mitzuteilen.